

Der Brunnen Wunderbar.



Was wallt und rauscht so voll und klar
Bom Thal zur Bergeshalde? —
Das ist der Brunnen „Wunderbar“
Im deutschen Sangerwalde, —
Ein Strom, der durch die Lande braust,
So weit ein deutscher Pflanzler haust;
Daß Gott ihn uns erhalte!

Ihr Sänger, auf, hie stutet hell
Ein Born für Herz und Sinne;
Hier fließt der ächte Wunderquell
Der frommen, deutschen Minne.
Heran wer immer traub und krank,
Daß er an seinem Zaubertrank
Verjüngte Lust gewinne.

Nicht Wasser ist's, womit er speist
Die Herzen bis zum Grunde;
Sein Quell ist Ton, sein Odem Geist,
Ein Hauch aus Gottes Munde.
Drum, Sänger, füllt das Bundeshorn,
Daß an dem edlen Gnadenborn
Euch Seel' und Leib gesunde.

Wer hoch die deutsche Fahne trägt,
Wer schwört beim deutschen Rheine,
Wem voll das Herz und freudig schlägt
Für's Vaterland, das Eine:
Den tränkt aus seiner heil'gen Blut,
Den tauft mit der Begeiß'rung Blut
Der Brunnen, den ich meine.

Und fragt ihr — wo der edle Born? —
Ihr kennt und liebt ihn Alle,
Ob euch von Freude, ob im Zorn
Der Busen uberwalle;
Der Quell, zu dem es stets uns zieht,
Der Brunnen ist das deutsche Lied,
Die deutsche Sangeshalle.

Georg Schnerlin.

August Silberstein.

Die schönste Liebe.

Die schönste Liebe, die dein eigen
In dieser ganzen Erdenkrust,
Mit der dir Gott will Gunst erzeigen,
So lang noch Odem in dir ist,
Die ewig jung im Fortbestand:
Die treue Lieb' zum Vaterland!

Wohl magst du Frauengunst erwerben
Und sonnen dich in ihrem Schein,
Doch gilt's im Leben und im Sterben
Noch höh'rem Ziele sich zu weih'n.
Und nie ein Herz noch höh'res fand,
Als treue Lieb' zum Vaterland!

All' was du liebst, wird bald vergehen,
Es wechseln Schönheit und Gestalt,
Die süße Heimath wird bestehen
In ihres Zaubers Allgewalt.
Dich segnet über'm Grabesrand
Die treue Lieb' zum Vaterland!

Heribert Rau.

Wenn Du nicht liebst, wie soll Dir Liebe werden?
Da wo kein Ton, ist keine Harmonie;
Wo Geist gebricht, ermangelt Phantasie,
Und Fels und Stein bleibt hart und kalt auf Erden.

Doch führe nur nicht nutzlose Beschwerden:
Die mächt'gen Felsen dort, gewahrst du sie?
Ruf ihnen zu, — ihr Echo schweiget nie,
Nur will das Schlafende geweckt erst werden.

So ist es mit der Liebe zartem Leben:
Rufft du sie an, so wird sie Antwort geben;
Nur was erstorben, bleibt in starrer Ruh.

Dem Herz, das liebt, pocht auch ein and'res zu;
Und einmal wach, schlägt Lieb' in lichten Flammen,
Entzündend und entzündt, in heil'ger Gluth zusammen.

Melchior Meyr.

(Aus einem Cyclus: „Liebe und Poesie“.)

1.

Erlebe, gib mir deine Hand,
Laß in's Aug' dir schauen.
Ohne Schwures Unterpand
Kannst du mir vertrauen.

Deine Augen, lieb und tren,
Schimmern und berichten
Deinem Freund in süßer Scheu
Reizende Geschichten.

Welche Freuden tauschten wir
In entzücktem Leben! —
Lieb' um Liebe! — Du bist mir,
Ich bin dir gegeben.

2.

Singend schweb' ich auf in's Lichtreich
Und ich leb' im ewig Schönen,
In den urergoffnen Farben,
In den urergoffnen Tönen.

Sieh, da kommt zu mir die Gute,
Duftig wie die Rose blühend,
Doch in innigtiefer Liebe
Schöner als die Rose glühend.

O des Wunders! — Nicht der Dämon,
Nicht der Mensch im Sinnentriebe,
Nur der Engel in der Seele
Fühlt den heil'gen Reiz der Liebe.

3.

Die Welt, sie hatte wieder einmal sich
Nach ihrer Weise gegen mich gehalten,
Um eine Hoffnung ärmer mich gemacht,
So tückisch, daß mich's auch von ihr gewundert.
Der Guten sagt' ich's, und sie war betroffen,
Mitleidig schweigend ging sie hin und her.
Auf einmal naht sie sich und steht vor mir
Mit einem Lächeln ernst und liebevoll.
Sie sagt: „Wozu, mein Freund, bedarfst du das?
Du hast genug, des Lebens dich zu freu'n.
Hast einen Geist, der alles dir verschönt,
Und eine Freundin, die dir ganz gehört.
Ich würde dich nicht mehr als vorher lieben,
Wenn du erreicht, wornach dein Herz getrachtet —
Mein jetzt, gerade jetzt lieb' ich dich mehr!
Was man dir nahm, ich will es dir ersetzen,
Ich will dir's schöner geben, lieblicher —
Wenn für dich Werth hat, was ich bieten kann.“

O gütewolles Herz! O heitrer Sinn!
Mich hätte man beraubt und Unmuth fühlt' ich?
Ich bin des Glückes anderwählter Liebling,
Die Himmelsthür ist auf, die Welt ist mein!

4.

In des Gehölzes Bildniß,
Wo ich alleine bin,
Malt Phantasie dein Bildniß
Vor meine Seele hin.

Die jugendfrohen Mienen,
Das Auge liebehell,
Das immer mir erschienen
Ein Freundestrahlen-Quell.

Den Buchs in seiner Feinheit,
Mit Fülle schön vereint,
Den Fuß in seiner Kleinheit,
Der nur zu schweben scheint.

Das wunderbare Ganze,
Harmonisch, zauberreich,
In süßem Liebesglanze
Lichtduftig, feengleich! —

Da, tief im Herzen quillt mir
Ein Sehnen, heiß und bang.
O, wärst du mir ein Bild mir,
Du wärst mein Untergang!

Könnst' ich dich nicht umfassen,
Weil du mir stets entschwebst,
Ich stürbe vor Verlangen! —
Heil dir und mir — du lebst!

5.

Meine Seele denkt im Stillen
Deiner, die du ferne bist.
Doch ich fühle, liebes Mädchen
Keinen Schmerz zu dieser Frist.

In dem heimlich stillen Sehnen
Wird erhebt die Liebe sich,
Und sie quillt und wogt im Herzen,
Füllt mich, und beseligt mich.

Und was könnte mir nun fehlen?
Hab' ich nicht die höchste Lust? — —
Wehe, weh mir, ich vergehe!
Komm, o komm an meine Brust!

Sie.

Das Leben ist auf Erden
Von Widersprüchen voll!
Wer sagt uns, was es werden,
Wohin es enden soll?

Kannst du mir Licht gewähren,
Ein Sänger und ein Mann,
So wolle mich belehren,
Daß ich es fassen kann.

Er.

Es wär' ein schlimmes Zeichen,
Die Rede wäre Schein,
Wenn sie der Herzens-Gleichen
Ein Räthsel könnte sein.

Horch! — In der Erde hing ich
Mit feuriger Begier,
Und alle Lust empfing ich
Und alles Leid von ihr.

Welch' Heil ist ausgegossen,
Von Schätzen, welche Flut!
Doch alles rings umschlossen
Von grimmer Feinde Wuth.

Auf Größe lanert Kleinheit,
Auf Glück und Freude Noth,
Auf Edelsinn Gemeinheit,
Auf Kraft und Leben Tod.

Es ist ein wüstes Ringen,
Vergällt wird jeder Trauf,
Die Freiheit liegt in Schlingen,
Das ganze Sein ist krank.

Und wird die Macht nicht enden
Des Hasses und der Pein?
Das Glück sich nicht vollenden
Hoch über'm Erdenschein?

Ringt unser Geist vergebens
Nach dauerndem Gewinn?
Verleiht kein Zweck des Lebens
Dem Leben Licht und Sinn?

Soll stets die Kraft entflammt sein
Zum Schaffen ohne Schluß?
Soll das Geschlecht verdammt sein
Zum Werk des Sisyphus? —

So fragt ich oft in Schmerzen,
Verstört, verzweifelt schier;
Ich rang mit Kopf und Herzen —
Erleuchtung wurde mir.

Die Liebe kann nicht dulden
So wüstes Einerlei!
Wie groß auch das Verschulden
Die Liebe macht uns frei.

Nie wär' es auch geschehen,
Was Alle niederzwingt,
Wenn sie nicht vorgesehen,
Was Trost und Hülfe bringt.

Die Liebe will verzeihen,
Aufrichten, was gestürzt,
Zum Ringen Kraft verleihen,
Beschenken, was verläßt.

Die Liebe will verkehren,
Was niedrig und gemein,
Zu reinen Lebens Ehren,
Zu freudehellem Sein.

Die Liebe kann nicht rasten,
So lang noch unverföhnt,
Gedrückt von ihren Lasten
Die letzte Seele stöhnt.

Sie findet nur Genügen,
Wenn Alles heimgekehrt,
Ihr Licht in Schönheitszügen
Das ganze Sein verkärt.

Und wirst du, Liebste, fragen:
Ist sie, die Solches schafft?
Wenn unsre Herzen schlagen,
Geschicht's aus ihrer Kraft.

Regierte nicht die Liebe
Das All mit solcher Macht,
Wie hätten ihre Triebe
Sich tief in uns entfacht?

Daß eins dem andern theuer
In zärtlichem Begehr,
Das innigholde Feuer
Sag an, wo kam' es her?

Daß wir im Traum und Wachen
So schön das Leben sehn,
Daß wir so schön es machen,
Wie könnte das geschehn?

All-Liebe muß versöhnen,
Was auf zum Lichte strebt,
Damit im Ewig-Schönen
Lichtselig Alles lebt! — —

Dein Auge glänzt befeuchtet!
Was ich gesagt, ist klar,
Ein Strahl hat dir geleuchtet —

Sie.

Was du gesagt, ist wahr.

Ja, Liebe wird regieren
Allsiegerin zuletzt.
Sie wird das Ganze zieren,
Sie ziert das Eine jetzt.

Sie nimmt dem Feind die Waffen,
Läßt Nacht in Licht vergehn.
Was wir im Kleinen schaffen
Im Großen wird's geschehn.

Die Lieb', unwiderstehlich,
Macht Alles hold und mild.
Ein Paar, in Liebe selig,
Ist ein prophetisch Bild.

Und was sie mochten fehlen
In Leidenschaft und Pein,
Den liebevollen Seelen
Wird's nachgelassen sein.

Mein Freund, mein Herz, mein Leben,
Die Liebe, sie vergiebt!

Er.

Der Liebe wird vergeben — —
Wir haben viel geliebt!

7.

Ich liebe dich zu sehen
Und neben dir zu stehen.
Wie heiter, sich bescheiden
Und nur die Seele weiden!

Was alles Glück verheißet
Und glühend an sich reißet,
Es glänzt in sel'gem Lichte
Vor innerem Gesichte.

O Lust, an lieber Frauen
Die Zaubermacht zu schauen,
In ihren Glanz versunken,
Von ihrem Dufte trunken!

8.

Die Bäche, wie sie starren,
Die Klüfte, wie sie knarren —
Das Land, wir fern hinaus beschneit!
Mich überfällt kein Trauern
In diesen Winterschauern,
Mir ist es eine liebe Zeit.

Im Ofen glüh'n die Scheiter,
Die Stub' ist warm und heiter,
Woodweich das Lager an der Wand.
Und sit' ich oder schüre,
Da, leise, geht die Thüre —
Die Liebste grüßt und reicht die Hand.

Schneeflocken sind zergangen
Auf ihren rothen Wangen,
Sie gleicht der Rose frisch bethaut.
„Wie schön, daß du gekommen!“
Den Mantel abgenommen —
Da ruhen wir und plaudern traut.

Horch, wilden Sturmes Toben,
Das plötzlich sich erhoben!
Im Rauchfang heult's und wimmert's hohl.
Wir lehnen eng zusammen
Und schauen in die Flammen,
Uns ist in tiefster Seele wohl.

9.

Die Zeit, sie geht von hinnen —
Sie ist zu solcher Flucht gefandt.
Doch sieh's mit heiterm Sinnen!
Wer Liebe kann gewinnen,
Der hat sein Leben gut verwandt.

Die Lieb' in holdem Glühen
Sie schenkt uns Freuden ohne Reu.
Läßt wonnig ohne Mühen
Des Lebens Garten blühen,
Und sie gebiert sich immer neu.

Wie schön ist unser Leben!
Laß, Freundin, deinen Geist zurück,
Laß ihn in's Klüft'ge schweben —
Wie hell sie uns umgeben,
Erinnerungslust und Hoffnungsglück!

Wie konnten wir erwerben
So köstlich Gut, so reichen Hort!
Und nahe das Verderben,
Wir könnten beide sterben;
Allein wir leben fröhlich fort.

Fr. Fav. Seidl.

Geheimniß.

Das ist's, was mich am lauten Tag
Inmitten Andern freuen mag,
Weil ich gewiß bin, herz'ges Kind,
Daß bei mir deine Träume sind.
Das hat dein Auge mir gesagt,
Das hat dein Seufzer mir geklagt,
Und Niemand ahnt und Niemand weiß,
Wie du verstoßen mir und heiß
Gedrückt die Hand.

Es war des Lebens schönste Stund' —
War stumm auch unser Beider Mund,
Die Herzen pochten ohne Ruh
Verstehend sich einander zu.
Wir standen mitten in dem Schwarm,
Es lehn' dein Arm an meinem Arm
Und Niemand ahnt und Niemand weiß,
Wie du verstoßen mir und heiß
Gedrückt die Hand.

Dann, als die Scheidestunde kam
Und Jeder von mir Abschied nahm,
Da reichten sie nach Sitt' und Brauch
Mir höflich kalt die Hände auch.
Und wie die Andern, ernst, gesetzt,
Kamst du zu mir und kamst zuletzt,
Doch Niemand ahnt und Niemand weiß,
Wie du verstoßen mir und heiß
Gedrückt die Hand.

Lieder an Frida.

1.

Ein neuer frischer Hauch des Lebens
Umspielet Einmal noch mein Haupt:
Nun weiß ich, daß ich nicht vergebens
An eine gold'ne Zeit geglaubt.

Es fühlt mein Herz, wie neugeboren,
Sich nahe seinem jungen Glück,
Was es auch Liebes schon verloren,
Ein Sonnenstrahl blieb ihm zurück.

Der jetzt, nachdem die Nebel schwanden,
Ihm hell beleuchtet jeden Tag —
Ein Glanz, der lange unverstanden
In zwei geliebten Augen lag.

Der weckt nach manchem heißen Streben
Die Lieder wieder auf in mir —
So gilt dies Lied dem neuen Leben,
Und dieses neue Leben Dir!

2.

Gestatte, daß auf allen Wegen,
Ob sie auch trüb' und traurig sind,
Ich meiner Freunde Hab' und Fülle

In Einen holden Namen hülle,
Hier liegt mein Friede und mein Segen,
Wenn ich dich nennen kann: „Mein Kind!“

Du riefst der Kindheit Friedensmilde
Mit Einem Blick mir wieder vor;
Das Herz darf hoffen und vertrauen,
Denn leuchtend steigt nach Wettergrauen,
Verklärt von deinem schönen Bilde,
Sein lang verlor'nes Glück empor.

3.

Seit mir deine Lieb' erblühte,
Zog wie warmer Sonnenschein
In mein freudeles Gemüthe
Licht und Leben wieder ein.

Vor dem Zauber deiner Blicke
Ruhet des Leidens wilder Drang,
Neu versöhnt mit dem Gescheide
Hofft die Seele nimmer bang.

Ob ich kühn mein Glück auch baute,
Friedensvoll mein Herz doch schlägt,
Da des Friedens süße Laute
Schon dein lieber Name trägt.

Jetzt bist du mein und mir beschieden
Für einen ganzen Lebenslauf,
So bau' ich denn zu unserm Frieden
Getrost die neue Heimath auf.
Da sollst du hoch und herrlich thronen,
Mein Denken segnen und mein Thun,
In meinem Herzen sollst du wohnen,
An meinem Herzen sollst du ruhn.

Und da du selbst mit holdem Streben
Die süße Gluth in mir genährt,
Da du mir selbst das ganze Leben
Zum ewigen Gedicht verklärt:
So will ich heil'gen Tönen lauschen,
Und unbeschränkt in Zeit und Raum
Wird dich der Dichtkunst Flug umrauschen,
Und ästen deinen liebsten Traum.

So ruht in dir und deinem Lieben
All' meines Erdenglückes Keim,
Was mir an Freuden noch verblieben,
Trag' ich's zu dir, so trag' ich's heim.
Da sollst du hoch und herrlich thronen,
Mein Denken segnen und mein Thun —
In meinem Herzen sollst du wohnen,
An meinem Herzen sollst du ruhn!

Max Weilhack.

Der Traum der Braut.

Zum letzten Mal auf dein jungfräulich Herz
Leg' ich die Hand, wie's oft ich that zum Scherz,
Daß gergeseh'ner Bilder lieblicher Betrug
Dein Bett umgankelte im neckisch bunten Zug.
Was zuckt dein Herz heut unter meiner Hand?
Hast du in mir den Traumgott nicht erkannt?

Zum Fest bereit schon liegt dein Festgewand,
Dein Schmuck, ein Blumenstrauß von Diamant,
Ein kalter Strauß, d'ran mancher warme Busen schlug,
Ein alter Strauß, den jede deiner Ahnfrau'n trug,
Den jede trug an einem einz'gen Tag
Am Traualtar und bei dem Brautgelag.

Noch immer prangt der Demantrose Glanz,
Maiglöckchen blühen noch als Perlenkranz.
Viel schön're Perlen sind darauf schon hingetropft,
Als die, an welche sehnend hier das Herz geklopft;
Viel schöner, als der Demant Feuer sprüht,
War manches Antlitz hold in Scham erglüht.

Wohl jede Brust, die sich damit geschmückt,
Wie wähnte sie sich ewig hoch beglückt!
Und jetzt? — Die Lilienhügel, zwischen deren Pracht
Das Kleinod lag, deckt ew'ger Hügel Nacht.
Von all der Jugend und dem Maienglück
Blieb nur der leblos kühle Schmuck zurück.

Und wenn er nun in Farbengluthen flammt,
Wer ahnt's, woher jed' einzeln Steinchen stammt?
Wer aber sieht es an dem festlich heitern Tag,
Wohin, zu welchem Ziel er dich geleiten mag?
Zum Ziel, das jede Ahnfrau hat erstrebt,
Zum Ziel, du habest nicht umsonst gelebt.

Max Schaffrath.

Kleine Lieder.

1.

Das ist die rechte Liebe nicht,
Die nur um Lenzesblüthen schwärmt;
Nicht jene, die sich prunkend zeigt,
Wo das Gewühl des Tages lärmt.

Das ist die rechte Liebe nicht,
Die fiebrisch braust in wilder Glut
Und jede zarte Schranke höhnt
Vor Ungeduld und Uebermuth.

Das ist die rechte Liebe nicht,
Die nur im Hauch des Glücks gedeiht
Und voll Verzweiflung tobt, sobald
Ihr ernste Prüfung schafft das Leid.

Die ächte Lieb' ist wie das Meer,
Das reiche Wunder in sich schließt,
Doch mit der Woge sorgsam deckt
Die Fülle, die im Innern spricht.

Sie ist wie klares Sonnenlicht,
Das mild erwärmt mit stiller Kraft
Und ohne Nachlaß immer neu
Den blüthereichen Lenz erschafft.

Sie ist wie Sterne, die sich schon
Verhüllen, wenn der Tag erwacht,
Doch mild und trostreich niederschau'n
Ins Grauen unsrer Erdenmacht.

Sie ist ein Gottesfunken, der
Den Geist befruchtet und erhellt,
Daß er aus Erdeschranken lähn
Aufstrebt zu einer höhern Welt.

O, wer sie treulich hegt, der wird
Schon hier in's Jenseits eingeweiht;
Er trägt den Gott in sich und fühlt
Gewißheit der Unsterblichkeit.

2.

Ich saß in der Laube mit dir allein,
Durchglüht von stiller Sonne;
Nings gaben die Blumen so klaren Schein,
Gestreift von der Abendsonne.

Wir sprachen wenig, und ich weiß
Nicht mehr, was wir gesprochen;
Mir war zu Muth, als hör' ich leis
Dein Herz in der Stimme pochen.

Kein Wort von Liebe sprachen wir,
Gleichgültiger Rede beflissen;
Doch überglücklich schied ich von dir,
In der Brust ein seliges Wissen.

3.

Mit euch Wolken möcht' ich ziehen
Durch die Lüfte sonder Weilen.
Euch Beglückten ward's verliehen
Mit des Windes Flug zu eilen.

Mühsam über Fluß und Hügel
Dehnt sich hier die Erdenferne;
Aber ihr mit leichtem Flügel
Wandelt schnell von Stern zu Sterne.

Bald erreicht ist dort der eine,
Den ich lang mir angesehen:
Ach, er muß wohl, wie ich meine,
Ueber ihrem Hause stehen!

4.

Wegbannen jeden fremden Blick
Möcht' ich aus deiner heil'gen Nähe,
Daß mein entzücktes Aug' allein
Die Wunder deiner Schönheit sähe.

O könnt' ich flüchten dich und mich
Zum fernem, tiefen Waldesgrunde!
So tief, daß draußen in der Welt
Sich bald verlöre Spur und Kunde.

Mit dir allein, allein mit mir —
Welch' sel'ges Loos wär' uns beschieden!
Das kleine Haus umhegte still
Ein reines Bild von Glück und Frieden.

Nur jene Lieder, die ich dann
Von deiner Huld begeistert fänge,
Sie schwebten in die Welt hinaus,
Daß überall dein Preis erklänge.

Da sollte lauschend manches Herz
Boll süßer Ahnung höher schlagen
Und forschend auf des Liedes Spur
Nach dem verborg'nen Urbild fragen.

Umsonst, — sie spähten dich nicht aus,
Noch jenen, der das Lied gesungen.
Uns schirmt der Wald; ich halte dich
In seinem Dunkel still umschlungen.

5.

In sanftem Schlummer ruhst du jetzt;
Schon ist es tiefe Nacht,
Und über deinem Hause blinkt
Ein Stern und hält die Wacht.

Er lächelt und sein milder Schein
Spielt an den Scheiben sacht:
Ob er wohl einen süßen Traum
In deiner Seel' entfacht?

Du lieber Stern, o weh' hinein,
Daß ich in später Nacht
Einsam zu ihr hinaufgeschaut,
Und was ich still gedacht!

6.

Und weil ich dich so innig lieb',
Und weil mein Leben an dir hängt,
So hat der eine mächt'ge Trieb
Die andern all' zurück gedrängt.

Mein ganzer Sinn ist so gestellt,
Als ob ich jetzt erst wahrhaft frei;
Mir ist, als ob ich aus der Welt
Geschieden schon für immer sei;

Als sei's ein wesenloser Schein,
Was mir begegnet, mich umgiebt,
Und nur das Eine wahr allein,
Daß meine Seele lebt und liebt.

Emil Rittershaus.

Eine Hand.

Und ist dir alles Glück beschieden,
Es ist doch nichts als leerer Tand,
Hast du gefunden nicht hienieden
Der treuen Liebe Segenshand!

Was hilft's, wenn hier im Erdenleben
Dein Herz auch tausend Blüthen bricht,
Wenn Gott dir nicht die Hand gegeben,
Die sie für dich zum Kranze flicht!

Und ist dir hart die Lebensreise —
Der Schmerz wird stumm, der dich bewegt,
Wenn eine weiche Hand sich leise
Auf deiner Stirne Furchen legt.

Und, wenn sich blaß die Wangen färben
Bei'm Heimgang zu der ew'gen Ruh',
Dann segnest du die Hand im Sterben,
Die sanft dir drückt die Augen zu.

Ernst Scherenberg.

Bald ist's zum letzten Mal!

Schickt sich Natur zum Scheiden —
Färbt Todesroth den Hain —
Liegt über Flur und Haiden
Ein herbstlich falber Schein: —
Nährt uns mit Wehmuthschauer
Ein warmer Sonnenstrahl;
Wir sagen uns in Trauer:
Bald ist's zum letzten Mal!

So steh' ich nun voll Kummer
An deiner Lagerstatt;
Nach fieberhaftem Schlummer
Hebst du den Blick so matt;
Und eine Welt von Schmerzen
Weckt mir sein Liebesstrahl —
Ich fühl's ja tief im Herzen:
Bald ist's zum letzten Mal!

Sie haben dich hinaus getragen.

Sie haben dich hinaus getragen
Dorthin, wo keine Wiederkehr;
Wo du gewirkt in schönern Tagen,
Ist's nun so öde, todt und leer.

Einsam umspielt vom Abendshimmer
Wird draußen jetzt dein Hügel sein —
Ich sitz' im düstern Trauerzimmer
Mit meiner stummen Qual allein.

O grauenhafte Grabesstille,
Nach diesem langen Abschiedskampf!
Im Sturm des Schmerzes brach der Wille;
Es schweigt das Herz in starrem Krampf.

Ich kann mich nicht an's Jetzt gewöhnen;
Und immer noch — in wachem Traum —
Hör' ich, wie einst, dein leises Stöhnen
Hingittern durch den öden Raum.

Dein, ach, so oft gehörtes Flehen
Trifft schmerzlich wiederum mein Ohr —
Und, dir wie eh'mals heizustehen,
Spring' selbstvergessen ich empor.

Umsonst! — Das Grab giebt Keinen wieder! —
An der verwaisten Lagerstatt
Sink ich in Gram verloren nieder —
Und weine mich von Herzen satt.

O du Genossin meiner Jugendtage!

O du Genossin meiner Jugendtage!
Ob auch mein Frühling lange schon entchwand,
Du warst in meines Lebens dunkler Sage
Die Fee, bei der ich stete Jugend fand.

Du schiedest — und der Zauber ist gewichen:
Trüb' liegt die Welt ringsum im Abendschein!
Du nahmst, da du im Tode still erblichen,
Auch meine Jugend mit in's Grab hinein.

Adolf Bube.

Traumgefühl.

Der Morgen zog in seinem Dämmergrau,
Umfümt von Roth, herauf am Himmelsblau,
Und mit ihm war der Geister Schaar erwacht,
Die frisch verjagt den Nebelschwarm der Nacht.

Mir aber hing geheimnißvoll ein Traum,
Ein schönes Bild in meines Herzens Raum:
Der Freund, der mich verließ vor langer Zeit,
War mir erschienen aus der Ewigkeit.

Ich hatt' ihm wieder in das Aug' geschaut,
Bernommen seiner Stimme trauten Laut.
Auf meiner Seele Grund stand die Gestalt
So jugendfroh, wie sie mit mir gewalt.

Sie litt nicht, als des Tages Lauf begann,
Daß sich sein Schimmer um mein Fühlen spann;
Sie mahnte lockend mich an's Paradies,
Das mir des Herzens klarer Spiegel wies.

Sie hob mit der Verkündung Zauberkrast
Die Seele mir aus ihres Leibes Haft
Und führte sie in eine hehre Welt,
Wo nur die Ewigkeit das Scepter hält. —

Doch beim Erwachen floh, was ich empfand,
Es riß entzwei der Sehnsucht lustig' Band,
Das aus den zartesten Fäden leicht sich wob
Und meine Seele zur verwandten hob.

Umsonst frug ich des Himmels goldnes Licht,
Ob aufwärts zog mein theures Traumgesicht,
Umsonst den Nebel, der zerstob im Thal,
Ob es verschwand im hellen Sonnenstrahl.

Ich frug die Erde. Auch sie gab nicht kund,
Ob sie es eingesenkt in ihren Grund.
Es war dahin! — Doch ew'ger Liebe Spur
Bot überall dem Späher die Natur.

Ein Glorienschein lag in dem Silberthau
Auf Laub und Blüten und auf grüner Au,
Und im Gebirgsthäl rauschte hell der Bach,
Als sei ein menschlich' Fühlen in ihm wach.

Es war, als künde seiner Wellen Schwung,
Er ahne leise die Verkündigung,
Die von dem Himmel zu der Erde ging
Und Tod und Leben schloß in einen Ring.

Und aus dem Wald im Schmuck von Sonnengold
Erklangs versöhnend, liebevoll und hold:
„Verwandte Geister trennt nicht Zeit und Raum,
„Was dir im Traum erschien, das war kein Traum.“

Friedrich Oser.

Frühlingsklage.

Wölklein ziehen in den Höh'n,
Schnell gejagt von lauen Lüften;
Wiesen sehn so wunderschön,
Beilchen rings im Thale düften;
Aber fern im Haine schon,
Horch! welch' banger Klagetou!

Weiß es wohl, o Nachtigall,
Ach! was mir dein Lied will sagen!
Kenn' ihn wohl, der Wehmuth Schall,
In den aller schönsten Tagen!
Mir auch zittert's durch's Gemüth,
Wie so bald der Lenz verblüht!

Frish hinaus!

Frish hinaus, frish hinaus!
Gewandert, gewandert!
Sonne blicket so schön auf die Welt,
Vöglein schlagen im Blätterzelt;
Grün die Matten und bunt die Au,
Weiß die Wölklein im Himmelblau!
Und die Winde, die Winde,
Wie lustig geschwinde
Flattern sie von den Bergen daher,
Als müßten sie heut noch über das Meer!
Frish hinaus, frish hinaus!
Gewandert, gewandert!

Frish hinaus, frish hinaus!
Gewandert, gewandert!
Fliegend und schimmernd der Ströme Band,
Glühend die Firnen am blauen Rand!
Wogend die Saaten im Morgenthau,
Schmetternd die Lerchen im fernsten Blau!
Und die Bäume, die Bäume
Voll blühender Träume!
Weiter, weiter! Empor, empor!
Und jauchzt und singt mit der Vöglein Chor:
Frish hinaus, frish hinaus!
Gewandert, gewandert!

Der Bergwald im Frühling.

Krystallner Bach,
O halte Bach
Vor meinem lieben Walde!
Hüt' ihm den Traum,
Du Blüthenbaum,
Hoch ragend an der Halde!

So fromm und frish
Lacht das Gemisch
Der Buchen und der Tannen:
Habt Acht, habt Acht
Bei Tag und Nacht!
Den Frevler schreckt von dannen!

Den Sonnenschein
Nur laßt hinein,
Des Mondes Silberstrahlen:
Wie werden hold
Des Dankes Sold
Mit aller Pracht sie zahlen!

Den Säger auch
Nach altem Brauch
Laßt durch die Büsche dringen,
Daß froher Weis
Er neuen Preis
Mag seinem Walde bringen!

Abendfrieden.

Wie lachst du voller Frieden,
Mein Kirchlein, noch mich an,
Da nun der Tag geschieden,
Und Nacht mich will umfahn.
Im Kirchhof mitten drinnen
So mild schaust du hinab,
Und ziehst hinauf mein Sinnen
Weit über Tod und Grab.

O gieb ihm deinen Segen,
Du letzter Abendstrahl,
Eh' sich die Schatten legen
Nun ganz auf Berg und Thal.
Und ich, umrauscht vom Walde,
Von süßem Hauch umweht,
Will bringen an der Halde
Vor Gott mein Nachtgebet.

Morgenländchen.

Noch schlummert sie süß. — Dem lauschenden Wald
Hoch oben sing' ich mein Lied.
O horch! wie's nieder vom Hügel schallt
Und durch die Dämm'ung zieht:
Im Blüthenthal grüß' Gott von fern!
Wach auf, wach auf, mein Morgenstern!

Noch hört sie mich nicht. — Ihr Vögel im Hain
Fliegt nieder, weckt sie mich sacht,
Und pocht, ihr Lüftchen, an's Fensterlein,
Bis lächelnd sie erwacht!
Im Blüthenthal grüß' Gott von fern!
Wach auf, wach auf, mein Morgenstern!

Nun winkt sie mir zu! — Mein rauschender Wald,
Nun hilf mir singen mein Lied,
Daß lauter, lauter es schallt und hallt,
Eh' ganz die Dämm'ung flieht!
Im Blüthenthal grüß' Gott von fern!
Du bist's, du bist's, mein Morgenstern!

Lebe wohl!

Lebe wohl! Ob wir uns trennen,
Solde, sind wir doch uns nah;
Wie die Stern' am Himmel breunen,
Lodert unsre Liebe ja.
Wie im Thau die Rosen funkeln,
Glüht und blüht sie immerdar,
Und am schönsten aus dem Dunkeln
Ruf sie leuchten hell und klar.

Wie in's Blau die Berge ragen,
Muß sie wachsen fort und fort;
Wie die frischen Wellen jagen
Strömt und schimmert unser Hort!
Und noch reicher wird er strahlen,
Führt dich Gott zu mir zurück:
Lebe wohl zu tausend Malen,
Lebe wohl, mein süßes Glück!

Des Liedes Heimath.

Wie Lerchenfang im Sturme
Hoch ob dem äden Lied,
Wie Glockenhall im Thurne
Verklang, verklang mein Lied.
Berrauscht nach allen Winden
War Freude gleich und Schmerz,
Bis Gott mich dich ließ finden,
Du treustes, treustes Herz!

Nun schließ' ich ohne Wanken
Dir auf der Seele Grund;
Die heiligsten Gedanken
Wie mach' ich froh sie kund!
Und halt ich dich unwunden,
Wie rauscht und strömt mein Sang:
Mein Lied ja hat gefunden,
Die Heimath lebenslang!

Wie mir der Himmel lacht!

Wie mir der Himmel lacht
Aus deinem Angesicht,
Du ahnst es nicht!
Und wenn dein Mund ein einzig Wörtlein spricht,
Wie gleich voll Pracht
Mir himmlischer Gesang erwacht!

Wie mir der Frühling lacht!
Aus jeder Knospe licht
Die Blüthe bricht!
Dein ist das Himmelreich, du ahnst es nicht,
Mit welcher Macht,
O Kind, mein Kind, dich Gott bedacht!

O Kindheitstraum!

O Kindheitstraum, du schöner Traum
Am fernem grünen Uferaum!
Wie eines Kirchleins Frühgeläute
Ziehst du mir durch die Seele heute;
Wie erster Weichenduft so hold,
So licht wie Frühlingsmorgengold!

O Kindheitstraum, du schöner Traum,
Fern unterm weißen Blütenbaum,
Wie ein verwehend Scheidelied
Der Hauch an mir vorüberzieht:
Wann lachst mit allem Duft und Glanz,
O Traum, du einst mir wieder ganz?

Alte Klänge.

Horch, o horch, die muntern Klänge
Drunten vor des Hauses Thür!
Herz, was wird dir drob so enge?
Thränen, was brecht ihr herfür?

Ja! es ist dieselbe Weise,
Die mir einst die Mutter sang;
Die als Kind ich laut und leise
Fort einst summete Tage lang!

Weiter, Burschen! froh und herzlich
Sonst begrüßt, — zur Reife dieß! —
Ach! ihr ahnet nicht, wie schmerzlich
Euer Spiel mein Herz zerriß!

Vergäh' ein Kind der Mutter Lied?

Vergäh' ein Kind der Mutter Lied,
Ob's längst sein Haus gebaut?
O nein! Durch's tiefste Herz noch zieht
Der Klang wie einst so traut!

Und Segen quillt um Segen drans
Mild wie des Himmels Thau,
Und schmückt und ziert des Kindes Haus,
Wie Maiengrün die Au.

Dann kehrt zurück er unbeirrt
In's Mutterherz, dein, ach!
Es stiller, immer stiller wird
Und einsam allgemach.

Doch, wie durchweht von Blütenhauch,
Durchstrahlt von Maienschein,
O! wird's, ob still und einsam auch,
Nur doppelt glücklich sein!

Am süßesten duften die Blumen im Wald.

Am süßesten duften die Blumen im Wald,
Wenn die Blitze versprüht und der Donner verhallt;
Wenn schimmernd im Kelche der Tropfen noch bebt,
Und tröstend der Vogen des Friedens sich hebt.

Am süßesten lächelt ein Auge dich an,
Wenn's die Wimper erschließt mit der Zähre noch dran;
Wenn's jählings im Fluge dann liebend dich streift,
Und strahlend und leuchtend gen Himmel dann schweift.

Am süßesten grüßet ein Lied wohl dein Herz,
Wenn in heiligem Klang sich verkläret der Schmerz;
Wenn leis erst und zitternd der Ton sich erschwingt;
Und jauchzend vom Siege des Glaubens dann singt.

Alpenbilder.

Federzeichnungen

von

Heinrich Reder.

1.

Meine Semin, die den Traglob
Auf dem Haupt mir seitlich schritt,
Hab' ich frohen Blick's bewundert,
Daß sie hielt so sich'ren Tritt.

Als ich sie darum belobte,
Sucht' zu lächeln wohl ihr Mund,
Doch die Thränen in den Augen
Gaben mir die Wahrheit kund:

„Herr, Euch möcht' ich's gerne sagen,
Wenn es nicht so traurig wär',
Mit dem Kopf ist leicht zu tragen,
Aber mit dem Herzen schwer.“

2.

Hoch und höher im Gebirge
Sieg ich froh mit leichtem Schritt,
Als noch dichter bleicher Nebel
Mit der Morgensonne stritt.

Lang befah ich dieses Treiben
Wie sich da und dort erhob
Spiz' um Spize, bis das Ganze
Voller Sonnenglanz umwob.

Wenn die Leuchte der Erkenntniß
Nur Auserwählten scheint,
Hoff' ich, daß im Lauf der Zeiten
Alle Menschen sie vereint.

3.

Fernher zieht sich durch die Eb'ne
Rasch ein langer Streifen Qualm —
Weh! Schon rennt das fluggeschwinde
Feuerroß zur grünen Alm.

Durch die friedlich stillen Thale
Gellt der Pfeife schriller Ton,
Und die Einfachheit alter Sitten
Ist im Schreck davor entflohn.

Auf den glatten Eisenschienen
Rast sich reisend die Kultur,
Baut Hotels auf jeden Gletscher
Und vermietet die Natur.

4.

Schützen stehn am Königstage
Um des Festes Ehrenschild,
Eine Scheibe, die zum Schmucke
Trägt des schönsten Mädchens Bild.

Auf dem goldgestickten Nieder
Gilt das rothe Herz als Ziel;
Wer es trifft, wird Schützenkönig,
Bess'res steht noch auf dem Spiel.

Wer es trifft, bekommt noch eigens
Von dem Mädchen einen Kuß —
Daß ich grade damals fehlte,
Macht mir heute noch Verdruß.

5.

Heisa! Tanzmusik ist heute
Auf der Schlechtenberger Alm,
Lustre ist das Kesselfeuer
Wohlgeruch der Knasterqualm.

Didgefohlte, nagelschwere
Schuhe schlagen dumpf den Takt
Zu dem Ländler, den ein Holzer
Auf der alten Zither hakt.

Hochauf schwingt der Bub die Dirne —
Wie fein froher Suchzer gelst,
Dünkte mich die Stütze schöner
Denn ein Saal der schönen Welt.

6.

Hausscht der Regen auf den Schindeln,
Klopft an's Fensterlein der Wind,
Siz' ich still am Feuerherde
Bei dem schönen Alpenkind.

Mit den großen blauen Augen
Schaut sie sinnend in die Gluth,
Und ein wunderliebes Träumen
Auf dem braunen Antlitz ruht.

Siz' ich allzunah den Kohlen,
Daß mein Puls so fiebernd pocht,
Oder sind's die blauen Augen,
Daß mein Blut im Herzen kocht?

7.

Wenn das matte silbergrane
Mondlicht um die Alpe fließt,
Süßer wunderbarer Zauber
Märchenhaft sich d'rüber gießt.

Alles scheint veredelt, geistig;
Wie von schönem Traum umweht,
Wenn der Frieden und die Liebe
Leis vom Himmel niederschwebt.

Durch der Hütte kleines Fenster
Blinkt ein rother Feuerschein,
Kindlich betend kniet die Sennin
Noch im stillen Kämmerlein.

8.

Flammt der Ferner hoch am Himmel
Roth in Abendsonnengluth,
Scheint darüber ausgegossen
Er'ger Liebe heil'ge Fluth.

Wie ein Auferstehungstempel
Herrlich in erhab'ner Pracht,
Leuchtet er ein göttlich Wunder
Aus dem tiefen Blau der Nacht.

Wenn jedoch die Gluth entschwunden
Mit der Sonne goldnem Licht,
Starrt er aschfahl dir entgegen,
Wie ein Todtenangeficht.

9.

Vor dem Schlund der dunklen Höhle,
Welche noch kein Fuß betrat,
Stand ich in Gedanken lange,
Denn verschwunden war der Pfad.

Von dem Rande ließ ich fallen
In den Abgrund einen Stein,
Tonlos ohne Widerhallen
Schlangen ihn die Tiefen ein.

Da gedacht ich deines Herzens,
D'rin ich all' mein Glück versenkt;
Lange harrt' ich, doch kein Echo
Hat es jemals mir gesenkt.

10.

Wenn die Sennin von der Alpe
Wieder treibt hinab in's Land,
Schmückt sie fröhlich ihren Liebling
Mit dem schönsten Kranz und Band.

Band und Kranz sind Ehrenzeichen,
Daß die Heerde völlig kehrt;
Wer auch nur Ein Stück verloren,
Dem ist solcher Schmuck verwehrt.

Von der Alpe trieb die Sennin,
Kränze trug die Glodenkuh,
Doch sie selber trug kein Sträußlein,
Sin war ihres Herzens Ruh'.

11.

Das Gebirge hüllen tiefe,
Dunkelblaue Tinten ein,
Goldroth nur die höchsten Kuppen
Glüh'n im Abendsonnenschein.

Und sie glühen heiß und heißer
Wie des Tages Auge sinkt,
Bis allein die letzte Spitze
Purpurn durch das Dunkel blinkt.

Wenn die Sonne ganz versunken
Leuchtet noch ihr roßges Licht,
Wie das Bitterniß der Geliebten
Durch die Nacht des Lebens bricht.

12.

Von den Bergen muß ich scheiden
Und dahin ist all' mein Glück.
Meine Freude, meine Freiheit
Laß ich auf der Alm zurück.

Gott behüt' dich, liebe Sennin!
Mache mir das Herz nicht schwer,
Wenn die Rosen wieder blühen
Hoff' ich frohe Wiederkehr.

Suche nicht, wenn fern am Kirchlein
Du mich siehst zum letztenmal,
Denn du hast mich dort begrüßet,
Als ich stieg herauf vom Thal.

Bernhard Gndrusat.

Dichterloos.

Von soviel tausend Frühlingsblüthen,
Die hell im dunkeln Laube glühten,
Wird süße Frucht, ach, eine kaum!
Willst, Dichter, du dein Loos beklagen,
Wenn all dein Singen und dein Sagen
Vorüberschwebt, ein nicht'ger Traum?

War nicht der Baum im Frühlingskleide
Vielleicht des Wandrer's Augenweide,
Der mild' durchschritt den finstern Tann?
Wer weiß, ob nicht des Dichters Zeile
Vor'm Untergang auf kurze Weile
Ein Herz zu holdem Dank gewann!

Blumen zur Herbstreise.

Auf die weite herbstliche Reise
Nimm uns leichte Gesellschaft mit!
Dankebar woll'n wir nach unsrer Weise
Dusten und lächeln auf jedem Schritt.
Zwar wo der Herbst, der tödtliche, schauert,
Kurz ein Blumenleben nur dauert,
Aber ein jedes Auge, das bricht,
Jeder verblassende Mund noch spricht
Zärtlich und leise:
Glückliche Reise, glückliche Reise!
Aber die Letzte der Schwesternschar,
Die dunkle Rose in grünem Haar,
Laß sie an deiner Brust vergeh'n
Mit dem Seufzer: Auf Wiederseh'n!

Neuer Frühling.

Frühling, Frühling! — Süß von Düften
In den Lüften schwimmt es wieder;
Ueber den gesprengten Gräften
Zubeln Auferstehungslieder.

Frühling, Frühling! — Alles Dunkel
Wandelt sich in Licht und Farben;
O du Himmel voll Gefunkel,
Erde du voll Blüthengarben!

Frühling, Frühling! — all' die Bönne
Dennoch ungepriesen bliebe,
Spräng' im Herzen nicht ein Bronne
Neuer süßer, sel'ger Liebe!

Georg Scheuerlin.

Weihe der Nacht.

Der Himmel — will er segnen Wald und Flur —
Er naht im Lenz auf linder Lüfte Spur;

Er sendet auf die Erde lösend, sacht
Den Frühlingsodem und die Sternennacht;

Wenn Alles schlummert, heißt er ungesehn
Den Friedendengel durch die Lande gehn,

Der Gras und Laub, vom Sonnenstrahl versengt,
Der jeden Palm mit kühlem Thau besprengt,

Und in das Auge, das sich brennend schließt,
Des Glückes Traum, das Del der Hoffnung gießt,

Daß, wenn der frühe Tag aus Osten taucht,
Ihm wieder frisch der Blüthen Opfer raucht,

Und wenn die Schläfer weckt der Morgenstern,
Die Herzen neu lobsingen Gott dem Herrn.

Vorüber.

Ein Bächlein seh' ich gleiten
Zur Mühle leise, sacht;
Mir träumt von fernem Zeiten,
Von einer sel'gen Nacht;

Mir träumt von einer Kinde,
Von Nachtigallenschlag,
Von einem schönen Kinde,
Das mir am Herzen lag.

Mir träumt von einer Stunde,
Darin ich lustberauscht
An einem süßen Munde
Das höchste Wort erlauscht.

Das Bächlein an den Weiden,
Der treue Lindenbaum —
Sie sah'n ihn blühen und scheiden
Den kurzen Liebestraum.

Sie rauschen wohl noch immer
Am alten Mühlenwehr;
Nur gehn die Räder nimmer,
Und kauft kein Lieb mich mehr.

Josefine Freiin von Knorr.

Helleborus niger.

Wenn Schnee dicht auf den Feldern,
Nur noch die Tannen grün,
Da sieht man in den Wäldern
Dich, zarte Blume, blühen.

Du schmückst mit deinen Glocken
Das bald entschwund'ne Jahr,
Du stehst mit deinen Glocken
Im jungen Januar.

Mit deinem Kelch, dem weißen,
Erwächst du winterlich,
Die letzte Blume heißen,
Die erste kann man dich!

Ach manchmal im Gemüthe,
Im frost'gen Lebenslauf,
Geht spät wie diese Blüthe,
Uns eine Regung auf!

Das Herz den Stürmen offen,
Gewahrt den Lenzhauch jung,
Und weiß nicht, ist es Hoffen —
Ist's nur Erinnerung? —

Begegnung.

Der Herrin ging, der alten,
Der alte Bediente nach,
Al' beide die Stirne voll Falten,
Al' beide alt und schwach.

Ich kam vorüber an ihnen,
Betrachtete das Paar,
Es schien mir Herrschen und Dienen
Verschmolzen sonderbar!

Als würden zwei Masken gehen,
Als wär' es ein Puppenspiel,
So hab' ich sie angesehen
Im wogenden Straßengewühl.

Die Frau im seidnen Kleide,
Der Mann im Joch der Livree;
Wie drückte so traurig beide
Des Alters Frost und Schnee!

Sie gingen zusammen im Frohne
Derselben Dienstbarkeit,
Sie mit der Grafenkrone,
Er im Bedientenleid.

Therese Draum.

Wald-Anemonen.

Wie sprießen licht aus Waldesnacht,
Ohne bunten Glanz, ohne Farbenpracht,
Wie tiefer Seelen stilles Träumen,
Unter den alten, rauschenden Bäumen. —
Und wenn der Wind vorüber streicht,
Dann neigen sie ihre Köpfschen leicht

Und grüßen der Sonne golden Licht,
Wo's durch die grünen Blätter bricht,
Und fangen in ihren Kelch, den kleinen,
Die warmen Strahlen, die goldig reinen: —
So erblick'n sie, ohne Glanz und Pracht,
Die lichten Kinder der Waldesnacht. —

Wie's Frühling wird.

In Thälern und auf Höhen
Ist Winter tief und weit:
Da regt sich leis die Erde
Aus ihrem stummen Leid:

Sie schaut empor zum Himmel
Und haucht: „ich liebe dich:
O sende deine Sonne
Und liebend segne mich.“

Und Eis und Schnee zerfließen
In heißem Sonnenstrahl
Und tausend Blumen sprießen —
Und Frühling wird's im Thal. —

Heinrich Heise.

Doppelter Frühling.

Die Zeit der jugendfrischen Lieder,
Sie ist für mich noch nicht vorbei,
Im Herzen halt' mir mächtig wieder
Der Jubelruf des goldnen Mai.
Es grünt und blüht an allen Enden,
Es jauchzt und klingt bergauf, bergab,
Wie leicht ruhst du in meinen Händen
Du treubewährter Wanderstab.

Es grünt im Thal und in den Klüften,
Die Fluth des Quells blinkt silberklar,
Und droben in den blauen Lüften
Jauchzt munt'rer Wandervogel Schaar.
Wie sie dort oben jauchzend ziehen,
Wenngleich vom Wandern todesmatt,
So möcht' ich jubelnd auch entfliehen
Dem trüben Dunst und Qualm der Stadt.

Wie jene Vögel nach dem Norden,
Dem Lande ihrer Sehnsucht ziehn,
So möcht' ich an des Meeres Borden,
Und in die stillen Wälder ziehn.
Wo mir die freien Lüfte kühlen
Die heiße Stirn am Strand der See,
Wo rauschend mir die Wellen spülen
Von meiner Brust ein jeglich Weh.

Wie lind die Weste mich umhauchen,
Wings steht im Glanz und Duft das All,
Könn' ich, du heil'ges Meer, mich tauchen
In deiner Fluthen Prachtkrysal.
Wie wollt' ich laut in frischen Liedern,
Und in Akkorden leicht beschwingt,
Des Frühling's Weibegruß erwiedern,
Der tausendfältig um mich klingt.

Des alten Seemanns Heim.

Ich hab' dereinst in jungen Jahren,
Als mir das Herz noch feurig schlug,
Das weite, stolze Meer befahren,
Die Wogen brachen sich, die klaren,
An uns'res Schiffes schlankem Bug.
Es strahlte hoch am Himmelsbogen
Der ew'gen Sonne goldner Schild,
Und drunten murmelten die Wogen
So sehnsuchtswehend, weich und mild.

Und wiederum an Sturmesagen
Hat unser Schiff die Fluth umbrüllt,
Und von des Sturmes Wuth verschlagen,
Durch Meereswüsten hingetragen,
Blieb uns der Sonne Glanz verhüllt.
Dann war's, als ob der Meergott rief
Uns in die Nacht, die uns umgab,
In jene bodenlose Tiefe,
In's schauerliche Wogenrab.

Doch wie der Sturm auch brüllen mochte,
Und uns gepeitscht des Südens Föhn,
Die Fluth an Deck und Planken pochte,
Das Meer aufwirbelnd zischt' und kochte,
In seiner Wildheit war es schön!
Und herrlich war's im Sonnenglanze,
Gekränselt von der Winde Flug,
Wenn's uns're Brigg, gleichwie im Tanze,
Auf sanftbewegten Wellen trug.

Ich wurde alt, mein Schritt ward schwanker,
Die See ruft mich nicht mehr hinaus,
An dieser Küste warf den Anker
Ich ein gebrochener Greis, ein Kranker,
Zu ruhn nach wilden Stürmen aus.
Daß sterbend noch mein Auge streife
Der Wolken und der Wellen Flug,
Und scheidend über's Meer hinschweife,
— Des Seemann's riesig Leidentuch! —

Heinrich Steinhener.

Frühling und Herbst.

Nie kehren jene Tage wieder,
Wo sich im Taumel sel'ger Lust
Ein immer frischer Strom der Lieder
Ergoß aus deiner jungen Brust.

Dahin sind auch die frohen Stunden,
Wo Seligkeit nur dein Gewinn,
Wo du in dir den Lenz gefunden —
Sie alle sind nun längst dahin.

Wohl glüht das Herz in vollen Schlägen
Für alles Schöne, hoch und hehr,
Doch jener schöne Weihesegen
Der ersten Jugend ist's nicht mehr.

Es ist nicht mehr das reiche Leben,
Blieb dein Gemüth auch frisch und jung;
Dir fehlt der Jugend keckes Streben,
Und der Begeist' rung kühner Schwung.

Es trat zu oft mit strengem Mahnen
Der Geist der That zu dir heran,
Und hieß dich geh'n gemess'nere Bahnen,
Und reiste dich zum ernstern Mann.

Aus märchenhaften Traumgedanken
Erstand dein Geist der forsch't und sucht,
Und an den kipp'gen Blüthenranken
Hängt nun die volle reife Frucht.

Was soll die Thräne?

Was soll die Thräne nach all' der Lust?
Die schmerzgefüllte Klage?
Sei stark mein Herz und selbstbewußt,
Und trage voll Muth nun den Verlust
Des Traumbilds goldener Tage.

Dir lachte die Welt in seligster Pracht,
Im leuchtenden Sonnenstrahle
Sind dir die duftigsten Blüthen erwacht,
Und jubelnd hat dir das Leben gebracht
Die schäumendsten Pokale.

Und wenn auch der Lenz der Freude nun schied
In wandelbarer Treue,
So wie er gegläht und duftig geblüht
Er steht wieder auf in deinem Lied,
In Liedern erwacht er auf's Neue.

Godfried Wandner.

Im Mönchsgewande.

Wie oftmals kam der Frühling zur Welt,
Von Glanz umhüllt und blüthengesegnet,
Wie oft verglüheten die rothen Rosen
Im Sturm der herbftlich tosenden Zeit,
Seit sich die schwere Pforte des Klosters
Wie mit den sieben unlöslichen Siegeln
Hinter dem ernstern, schweigenden Mann
Dampfdröhnend schloß!
Hinter ihm liegt auch Jugend und Hoffen;
Und wunschlos, immer in gleichem Gang
Gleiten die Tage wie Nebelschatten

Des längst begrab'nen treulosen Glücks
Milde vorüber an seinem Herzen.
Sein Antlitz fahl und die Wange well;
Zum Gürtel waltet der dicke Bart,
Darein die Zeit und die Hand des Grames
Schon früh manch' silbernen Faden wob. —
Ihr jäh verrauchten goldenen Tage,
Tief eingefahrt in der stummen Brust,
Welch' zauberisch Walten will euch erwecken
Aus hanger Nacht? —

War es der Gottheit prüfendes Walten,
 War es ein Trugbild finsterner Mächte:
 Heut' sah er sie wieder nach langen Jahren,
 Die einst, eine kaum erblühte Knospe,
 All' seine Träume himmlisch verklärt?
 Er schaute sie wieder, die er zu schauen
 Als einzige, höchste Wonne des Daseins
 Einstmals gepriesen.
 Nun sah er sie wieder in voller Schöne,
 Vom wehenden Schleier duftig umwallt,
 Die Locken bekränzt mit Myrthenzweigen.
 An ihrer Seite der hohe Mann,

Wie lächelt er selig zu ihr hernieder,
 Die nun sein eigen nach heißem Müh'n. —
 Und ihre Hände für's Leben verbindet
 Der Spruch des Mönch's; doch um die Lippen
 Zudt es wie Hohn ihm und bitterer Fluch.
 Verzehrend senkt er die wilde Gluth
 Des Blicks auf das schüchtern erbebende Weib. —
 Da, siehe, plötzlich quillt eine Thräne
 Heimlich hernieder in seinen Bart,
 Versöhnend mild und zum Segen wandelnd
 Den bösen Fluch.

Und längst noch, da jene Weiden geschieden,
 Gesenkten Haupt's mit gefalteten Händen,
 Den Glanz der Augen von Schmerz umflort,
 Steht sinnend der Mönch — Er träumt von fernem
 Hellenchtenden Tagen voll Sonnengold,
 Von Jugend und Liebe.
 Leise wie Frühlingssehnen im Herbst
 Bittert Erinnerung wonniger Stunden
 Ihn durch das Herz.
 Er denkt des frisch hinrutschenden Lebens,
 Des bunten wogenden Menschenstromes,
 Von dem ihn für ewig heute getrennt hält
 Die düstre Schwelle des Klosters, die Nacht
 Irregeleiteten menschlichen Wahnes. —

Aber draußen im Garten duften die Rosen
 So süß wie in Gärten der Glücklichen,
 Und vom Gezweig des blühenden Flieders
 Schmettert ein kleines buntes Waldvöglein
 Hinein in die blaue schimmernde Luft
 Sein Lied von Freiheit und Liebe.

Heimkehr.

Der Heimath weiche Luft umspielt mich wieder
 Durchbebt von der Erinnerung süßem Glück,
 Und führt zurück der Jugend frohe Lieder,
 Die alten schönen Zeiten mir zurück.
 Wie einstmals säuselt's in den mächt'gen Linden
 In kühlem Schatten dort am Waldessaum,
 Wo ich geträumt so manchen goldenen Traum —
 Erinnerung bleibt, ob auch die Jahre schwinden.

Wie Märchenzauber rauscht's im dunklen Laube,
 Die Rosen glüh'n wie einst in holdem Duft,
 Um Nebgelände schwillt die blaue Traube,
 Gereift in Sonnengluth der Heimathluft.
 Die Bursche jauchzen, schmucke Dirnen singen,
 Auf Thal und Höhen rings liegt Glanz und Licht,
 Und manches helle Kinderangeficht
 Will mir die eigne Jugend wieder bringen.

Und doch lehr' ich in Gram und Thränen wieder
 Zurück zu dir mein schönes Heimathland,
 Wo ich die alte Pracht, die alten Lieder,
 Wo Alles ich — nur Eine nicht mehr fand:
 Von der am schwersten damals ich geschieden,
 Die Liebste mein im stillen Waldeshaus —
 Man trug im Sterbkleid sie jüngst hinaus
 Und mit ihr meiner Seele ganzen Frieden.

Waldherbst.

Wie der Herbst doch gar so bald
All' der Zweige grünes Hoffen
Mag zerstäuben, daß der Wald
Steht von bangem Weh betroffen;

Daß kein Blumenfeld mehr blüht,
Daß die Vögel schweigend trauern,
Und die Welt sich sterbend müd'
Virgt in kühlen Nebelschauern!

Wo vorerst mit gold'nem Strahl
Lag der Sonnenschein, der warme,
Nicken Bäume schwarz und kahl
In die Luft Gespensterarme.

Nur der Wind faust schrill im Tann,
Sonst kein Laut in weiter Kunde —
Wie ein lieber Traum zerrann
Längst hier jede frohe Kunde.

Ueber'm Haupt in langen Reih'n
Schau' ich Wandervogelschaaren —
Und mein Herz hält Sehnsucht ein
Nach entschwundenen Wanderjahren.

German Ligg.

Ein Steuermann wohl möcht' ich sein
Auf Wogen wild und tief,
Ich lenkte durch Nacht und Wetterschein
Mein Boot, wenn Alles schlief.

Auf hohem Wartthurm in der Nacht
Ein Wächter möcht' ich sein,
Ich schriebe, was Großes ein Volk vollbracht
Der Nachwelt in's Thatenbuch ein,

Und ruhen möcht' ich auf blutiger Haid',
Und schau'n noch vor dem Tod
Die arme Menschenwelt befreit
Von Elend und aller Noth.

Heinrich der Finkler.

Durch der Fikisten Wahl erkoren
Als des deutschen Reiches Hort
Von des Heimathschlosses Thoren
Zog der König Heinrich fort.

Krönungsboten und Vasallen
Harrten schon im Burghof sein,
Er noch einmal durch die Hallen
Wandelt tiefbewegt allein.

Wird es ihm wohl je auf Erden
Wieder traun wie hier und gut,
Wird ihm jemals wieder werden
Wie auf dieser Burg zu Muth?

Seine Vögel, die er hegte
Lockte jetzt der König her,
Sprach zu dem, der ihrer pflegte,
Denn es ward das Herz ihm schwer:

Sag mir, wirst du wohl die Schaaren
Meiner Säger hier im Saal
Mir auch fürder treu bewahren,
Und versch'n mit ihrem Mahl?

Während ich nun geh' zu lernen,
Was man an den Höfen pfeift,
Wo nach dieses Apfels Kernen
Mancher Haß und Habicht streift.

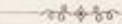
Wie sonst wir die Drossel singen
Und den Finken nachgestellt,
Sieh, so wird mit Ney und Schlingen
Lauern bald auf mich die Welt.

Manchen Raben werd' ich hören,
Der sich Etwas rechtes denkt,
Der mein Werk mir möchte stören,
Und mir meinen Fang verschneht.

Sprach's und eine kleine Weile
Flog ihm auf die Schulter hin,
Zwitscherte in's Ohr ihm leise:
„König, weißt Du wer ich bin?“

„Ich bin ein gefang'ner Sänger,
„Aus dem Wald kam ich in Haft;
„Aber hemme Du nicht länger
„Deines Volkes Muth und Kraft!“

„Trau' den Mauern mit den Dohlen
„Nicht zu viel“ — sang's und war fort.
Also will ich, Gott befohlen!
Sprach der Kaiser und hielt Wort.



Gartensfest.

Wie blinkte durch die Nacht
Um deinen Hals gewunden
Der gold'nen Kette Pracht!
Wie flogen uns die Stunden!

Durch heller Bäume Glanz
Erklang Musik herüber,
Und ging so eigen ganz
In unser Schwärmen über.

Was wir uns da entdeckt,
Wie viel wir uns vertrauten,
Wie viel wir halbversteckt
Erriethen und durchschauten.

Zur Maske ward das Wort,
Zur heitern, bald zur ernsten,
Und wob sich spielend fort
Bis zu der Sterne fernsten.

Oft sah uns an im Flug
Aus düster'm Schlangenhaare
Ein Schmerz, o groß genug
Für lange Leidensjahre!

Doch sank davor sogleich
Ein Elfen Schleier nieder,
Und ließ uns in ein Reich
Des Glücks und Friedens nieder.

In einem Augenblick
Kam Leid und Freud' wie Bogen
Der rauschenden Musik
An uns vorbeigeslogen.

Vorbei flog frühe Zeit
Mit gold'nen Kinderjahren,
Und Zukunft im Geleit
Bekränzter Hoffnungsschaaren.

Vorbei flog Sturm im See
Und Fels und Palmenküste,
Indeß ich, süße Fee!
Dein Händchen hielt und küßte.



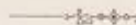
Wir saßen gestern wie die Leichen
Da wie zwei Marmorbilder da —
Nicht einen Blick konnt' ich erreichen
So oft ich dir in's Auge sah.

Das Schweigen war nicht durchzubreden
Es schien mir wie der dunkle Bann,
Wenn man im Traum sich müht zu sprechen,
Und fühlt, daß man nicht reden kann.

Die Spröde gegen mich zu spielen
Gelang dir gut, ich wünschte nur,
Daß And're in dem Fach gesielen,
Mir warst du fast zu sehr — Natur.

Eine todte Sonne spricht
Aus dem funkelnden Juwelle,
Deine Liebe war das Licht
In dem Abgrund meiner Seele.

In der Erde dunklen Schacht
Leuchten hell die Edelsteine,
In der Seele tiefster Nacht
Oft Gedanken, sonnenreine.



Was früher ich an dir durch Haß verschuldet
Bergüten möcht' ich's dir viel tausendmal,
Doch fürcht' ich, mehr als vorher du geduldet
Bringt meine Liebe dir nun Leid und Qual.

O wenn du denn von meinem Haß gelitten
So räch' dich jetzt und hasse mich dafür,
Ich möcht' dich selbst — o Engel! darum bitten,
Du, fürcht' ich leider, du gewährst es mir —

Denn welche Bitte kannst du mir versagen
Wenn du mich liebst? nur diese, sagst du, nicht?
Wie aber soll den Vorwurf ich ertragen,
Daß meine Liebe dir nur Dornen slicht?

Friedrich Roeder.

Die Sterne.

Zu den Gestirnen hinauf voll Sehnsucht hab' ich gesehen
Stand ich verlassen, allein, tief im Gedränge der Welt.
Ueber dem ird'schen Gewölk erglänzte der Strahl des Orion
Leuchtend zur Erde herab strömte des Sirius Licht,
Und in unendlicher Pracht dahinzog golden der Wagen, —
Durch das Dunkel, wie flog glühend die Seele ihm nach!
Höben mich Schwingen empor zu euch, ihr himmlischen Welten,
Daß ich dem ird'schen Drang wäre mit einem entrückt!
Wer gibt Kunde von euch? Da siehe, — wir zwingen den Lichtstrahl
Daß er in lesbarer Schrift euer Geheimniß verräth.
Ird'sch seid ihr, wie wir, und erdengleich seid ihr gesüßet,
Euer Gerippe ist Stein, Eisen und Gold euer Blut.
Wer auch bewohnen euch mag, nun weiß ich, daß ird'sche Sorgen
Bilden das Erbtheil auch ihm, ird'sche Mühen und Noth.
Hab' ich entfliehen gewollt, nun halte mich fest in den Armen,
Mutter Erde! Zu dir keh'r' ich beruhigt zurück.
Wie du den Becher mir füllst aus dem Mischkrug will ich ihn leeren,
Wie du die Fäden mir webst, trag' ich das ird'sche Kleid!
Hab' ich begonnen auf dir, es sei auch auf dir die Vollendung,
Deine Schranke sie birgt dennoch ein himmlisches Glück.

Die Naturforscher.

Wär ich euch nimmer gefolgt! Der Natur entreißt ihr den Schleier
Und das erschrockene Aug' sieht ein entstelltes Gesicht!
Alles ist Irthum und Täuschung, so lehrt ihr und elendes Trugwerk,
Stumm ist die uns umgibt, farblos und lichtlos die Welt.
Wenn sich mit rosigem Hauch der östliche Himmel umkleidet
Uns verkündend der Tag nahe mit leuchtendem Schritt;
Oder verglühend die Sonne sich senkt und die Wolkengebirge
Und der Strom und der Wald seh'n wie in loderndem Brand;

Wenn aus der Ferne verhallend der klagende Laut eines Liedes
Dringt in das lauschende Ohr und uns die Seele bewegt:

Ach, sie beweisen es klar: das eigene Aug' ward zum Lügner
Und das eigene Ohr ward zum Betrüger an uns.

Schwingung des Aethers nur ist der tausendfarbige Lichtglanz,
Und das Lieb, das uns rührt, ist nur die Schwingung der Luft;

Und die Empfindung der Seele die heute in Schmerzen sich andweint
Mit unendlicher Lust morgen die Brust uns erfüllt:

Schwingung der Nerven nur ist's; — sie stehen und messen und wägen,
Was uns're Herzen durchbebt geben in Zahlen sie an.

Das Geheimniß des Seins, es wird zum Rechenexempel
Und der schaffende Gott löst in der Gleichung sich auf!

Wär' ich euch nimmer gefolgt! Der Natur entreißt ihr den Schleier
Und das erschrockene Aug' sieht ein entstelltes Gesicht.

M. v. Eschenbach.

Volles Maas.

Ein halbes Können, halbes Streben,
Kein rechter Ernst, kein rechter Scherz,
Kein Sinken tief, kein kühnes Heben,
Den Kopf so warm, so kühl das Herz!

Kein heißer Wunsch, kein voll Genügen,
Mein Pfad nicht dunkel und nicht hell,
Kein Labetrunk in langen Zügen
Aus deinen Fluten: Lebensquell!

O Gott du gibst mir nicht den Frieden
Und nicht des Kampfs bewegte Lust,
Erprob' die Kraft die du beschieden
Erprob' den Muth in meiner Brust!

Was du mir gabst, laß mich's bewähren,
Mein stürmisch Fleh'n steigt himmelwärts:
Willst du kein ganzes Glück gewähren,
Gewähr' denn einen ganzen Schmerz!

Guter Rath.

O frage nicht: Warum? Wozu?
O frag' nicht: Wie soll's enden?
Der innern Stimme folge du
Und laß die Zeit es wenden.

Beginn dein Werk mit frischem Muth
Wenn du mit dir im Reinen;
Das Ende liegt in Gottes Gut
Der Anfang in der deinen.

Grabschrift.

Im Schatten dieser Weide ruht
Ein armer Mensch, nicht schlecht noch gut.
Er hat geweint mehr als gelacht,
Hat mehr gefühlt als wie gedacht,
Er hat geliebt und viel gelitten,
Hat schwer gekämpft und — nichts erstritten.
Nun liegt er endlich sanft gestreckt,
Wünscht nicht zu werden auferweckt,
Wollt' Gott an ihm das Wunder thun
Er bäte: Herr, o laß' mich ruhn!

Albert Traeger.

Barfuß.

Prangt die Welt im grünen Kleide,
Dehnt sich weich die Wiesenflur,
Gibt der holden Augenweide
Weihe der Gedanke nur,
Daß von allem Winterleide
Ausgelöscht die letzte Spur,
An des Frühlings froher Gabe
Seinen Theil der Aermste habe.

Denk' an euch, ihr armen kleinen
Füße, die ihr, unbewehrt,
Frierend an gefror'nen Steinen
Bis auf's Blut euch oft versehrt,
Wo sich Lieb' und Sorgfalt einen,
Ward euch gehen nicht gelehrt,
Bitt're Noth auf rauhen Wegen
Treibt dem Elend euch entgegen.

Seht, ein Teppich liegt gebreitet,
Voll und duftig, weich und warm,
Drauf ihr leicht und sicher schreitet
Sonder Hinderniß und Harn.
Eine Stätte ist bereitet
Eurer Spiele munter'm Schwarm,
Fühlt an diesen Segenstagen
Ihr auch wohliges Behagen!

Der dem Vogel das Gefieder
Wie dem Baume gab das Laub,
Auf der Blüthe Kelch hernieder
Strente den buntpfarb'gen Staub,
Ließ er eure zarten Glieder
Wander Fährlichkeit zum Raub,
Seid ihr darum doch nicht minder
Auch des lieben Gottes Kinder.

Wenn das Gras euch seine Grüns
In der Hoffnung Farbe bringt,
Tummelt euch, ihr kleinen Füße,
Daß durch's Grün ihr lustig springt.
Ach, des Frühlings wonnelüfte
Spanne ist so leichtbeschwingt,
Und von einem Lenz zum andern
Müßt durch Schnee und Eis ihr wandern.

Ob kein Weg dann weiter führet
Euch durch das verlass'ne Land,
Gabenlos und ungerühret
Alles euch sich abgewandt:
Die im Frühling ihr verspüret
Unter euch, die milde Hand,
Wird mit väterlichem Walten
Gott auch über euch stets halten!

A. Ebeling.

Der Traum des Armen.

Der Arme schläft. — Es wirft der Mondenshimmer
Auf seine Lagerstätte Ruh' und Frieden;
Du einzig Glück der Armuth: kurzer Schlummer!
D sei gesegnet Schlaf! Wie schwer auch immer
Das Leben drückt mit seinem Schmerz und Kummer,
In dir ist uns ein Lethetrank beschieden.

... Und sieh, ein schöner Knabe,
Beim Traumes Dämmerchein,
Mit seinem Zauberstabe
Tritt zu dem Schläfer ein.

Da steigen Lustgebilde
Herauf im Sonnenlicht:
Zum reichen Lenzgesilde
Wird hell das Traumgesicht.

Viel Blüthenflocken fliegen
Rings durch die weite Flur,
Und Silbervögel wiegen
Den Fittich im Azur.

Erhab'ne Säulen tragen
Ein Dach kristallklar,
Und in der Ferne ragen
Die Berge wunderbar.

Weit dehnen sich die Matten
Zu dunklem Wiesengrund;
Im kühlen Palmenschatten
Ein Paradiesgrund.

Viel Purpurrosen schaukeln
Sanft in der Maienluft,
Und goldne Falter gaukeln
Verauscht in ihrem Duft.

Und lächelnd zieh'n vorüber
Gestalten Arm in Arm;
Kein Thränenbild, kein trüber,
Kein sorgenvoller Harn!

Das Antlitz eines Jeden
So Jugendlust-erhell't!
Ein Liebesgruß aus Eden,
Der alle Herzen schwell't!

Von Laubgewind umhangen
Steht auf ein stolzer Saal,
Darin im Festesprangen
Ein reichbesetztes Mahl.

Der Gäste froh Gedränge
Nacht unter Jubelschall,
Und Engelscharfenlänge
Durchtönen rings das All.

Da ruft es laut von Oben:
„Willkommen, tritt herein!
Wer niedrig, wird erhoben,
Der Ehrenplatz ist dein!“

Der du so lang inmitten
Des Grams, der Noth gewohnt,
Du hast genug gelitten,
Jetzt bist du schön belohnt!“

Ein Leuchten, gottgesendet,
Fällt sonnengleich den Plan,
Er schaut, vom Glanz geblendet,
Die Himmel aufgethan.

... Der Arme schläft. — Die lichte Traumeswonne
Hat trügerisch geröthet seine Wangen;
O dürft' er so aus diesem Leben scheiden!
Der gold'ne Morgen naht, und sieh', die Sonne,
Die immer ihn geweckt zu neuen Leiden,
Ist über einem Todten aufgegangen.

Georg Scherer.

Getrennte Bahnen.

Zwei Sterne, die in ihrem ew'gen Gleise
Am Himmel gehn, begrüßen sich von fern;
Sie nähern sich, sie ziehn sich an — wie gern
Vollbrächten sie zusammen ihre Reise!

O kurzes Glück! Schon trennt unmerklich leise
Das Schicksal sie. „Fahr wohl, du schöner Stern!“
Blinkt jeder, denn er fühlt im tiefsten Kern,
Daß er um eine and're Sonne kreise. —

So zogst auch du mich einstmals mächtig an,
Ein lichter Stern in meiner Nacht hienieden;
Du schiedest — und der holbe Traum zerrann.

Doch was auf dieser Welt an Glück und Frieden
Durch Frauenhuld dem Manne werden kann —
Es ward mir voll und reich durch dich beschieden.

Im Walde.

„Steht nun, Brüder, wie ein Thurm,“
Sprach im Forst die alte Eiche;
„In den Lüften rast der Sturm
„Und schon naht er unsrem Reiche.
„Junges Volk, noch reich belaudt,
„Schließt euch dicht an uns, die Alten;
„Stramm den Stamm und hoch das Haupt,
„Laßt uns fest zusammenhalten!“
„Kinder,“ sprach die Weide, „dreht
„Fügig euch nach allen Winden;
„Schmiegt und biegt euch wie es geht,
„Daß wir unversehrt uns finden!“

Rief das Moos: „Was das Gehölz
„Schwagt von Kämpfen, Schmiegen, Duden!
„Fühl' auf meinem grünem Pelz
„Nur ein höchst behaglich Zuden.“ —

Doch die Windsbraut fährt alsbald
In den Forst, die Bäume zittern;
Bis zum Grund erbebt der Wald,
Wipfel brechen, Stämme splintern.

Und aus Wolken, schwarz verhüllt,
Wirft der Sturm des Blitzes Schlange,
Und des Donners Stimme brüllt
Dunp' ihm nach auf seinem Gange. — —

Tief zerspalten und zerlegt
Steht der Baum, ein wunder Streiter;
Moos und Weiden, unverlegt,
Vegetiren sorglos weiter.

Josef Weilen. Vergessen.



Es trat zu mir der milde Todesengel,
 Verklärt sein Aug', das sonnenhelle, blickt,
 Und freundlich spricht er: „Bin zu dir geschickt,
 „Nach Gottes Rath wirst dieser Welt voll Mängel
 „In einem sanften Tod, du jetzt entrückt,
 „Mach dich bereit, sag' Lebewohl der Erde,
 „Aus morschem „Sein“ feimt dir ein ewig „Werde“.

„Und weil du an des Lebens stolzem Mahle,
 „Dem lockenden, nie lebensfroh gepreßt,
 „Der Freuden Kelch mit schener Hand gefaßt,
 „Und unverrückbar nach dem Ideale,
 „Ob irrend oft, doch treu gerungen hast,
 „Weil du dein Glück gesucht in deinem Innern,
 „Nimm von der Erde mit dir Ein Erinnerung.

„Besinne dich und wähl' das Erdgedenken,
 „Das du in dir willst retten aus der Zeit,
 „Daran dich klammern eine Ewigkeit.
 „Denn Alles wird sich schnell in Nacht versenken,
 „Was je in dir sich regt' von Lust und Leid.
 „Nur Eines bleibe dir, dieß Eine wähle
 „Dir für die Ewigkeit, o ew'ge Seele!“

Da schrie ich auf: „Nicht sterben macht mich jammern,
 „Leb' wohl, o Erde, wo so viel ich litt,
 „Doch eine Welt von Bildern zu mir tritt; —
 „Wie Kinder, die sich an den Vater klammern,
 „Der scheiden will, und flehen: Nimm uns mit,
 „So drängt sich zu mir her mein ganz Gedenk!“ —
 „Umsonst, nur Ein Erinnerung darf ich schenken.“

„Nur Eins? — und all das and're wird vernichtet,
 „So tönt zu mir dein fürchterliches Wort! —
 „Was rette ich mir nur in's Jenseits fort? —
 „Was war, wenn sich mir alles hat verflüchtet,
 „Auf dieser Welt mir Anker schon und Hort? —
 „Das Beste, was ich als Poet erstrebte,
 „Es war zugleich das Beste, daß ich lebte.

„Mein letztes Werk, ich hab' es kaum beendet,
 „Mit Stolz darauf mein Auge scheidend ruht,
 „Ich prüf' es nochmals und es scheint mir gut,
 „Die letzte Kraft hab' ich daran verschwendet,
 „Geschrieben es mit meines Herzens Blut,
 „Laß ewig fest mich im Gedächtniß halten,
 „Der letzten Dichtung theuere Gestalten! — —“

— „Durchsinne wohl, was du dir ausgewählet,
 „Wann thatest du im Schaffen dir genug?
 „Was heute der Vollendung Siegel trug,
 „Schien morgen stets dir halb und halb verfehlet,
 „Und über dich des Zweifels Brandung schlug,
 „Jetzt möchtest du solch' qualenreiches Schämen,
 „Ein höh'rer Geist mit dir in's Jenseits nehmen? —“

„Ich danke dir! Mag denn mit mir vergehen,
„Das, was ich schuf, ist's doch nur stümperhaft,
„Ein And'res sei der ew'gen Nacht entrast,
„Bleib' über mir gleich einer Sonne stehen
„Im Lieben liegt des Menschen beste Kraft,
„Das was ich liebte sollst als Angedenken
„Du güt'ger Geist mir voll Erbarmen schenken.

„Von allem, was ich liebte, sei erlesen
„Ein dreifaches mir zur Erinnerung nur,
„Zwei Kinder hab' ich, die gab mir Natur,
„Ein Weib besitze ich, ein edles Wesen
„Das mein durch Liebe mehr noch als durch Schwur,
„Mag reißen der Erinnerung ganze Kette,
„Wenn ich aus ihr nur dieses Glied mir rette.“

„Was wär's für dich, denkst du an sie zurücke? —
„Du bleibst doch ewig ihnen unnahbar!
„Du wüßtest sie umdrännet von Gefahr,
„Zu jeder Stunde Beute der Gescheide,
„Und eig'ner Leidenschaften gier'ger Schaar,
„Könnst' dieß zu denken dir wohl Trost bereiten,
„Daß, die du liebtest, leben, leiden, streiten?“

— „Verhülle mir's! — Ich will sie nimmer sehen,
„Die ich in Hut der güt'gen Gottheit weiß,
„Doch Eins, dieß letzte, geb' ich dir nicht preis,
„Mein eig'nes „Ich“, darf nicht in Nichts verwehen,
„Mein ganzes Sein begehrt dieß wild und heiß,
„Ich darf mir selbst nicht wie ein Dieb entschlüpfen,
„Ich muß mein „Künftig“ an mein „Heute“ knüpfen.“

— „Dein „Ich“ willst du, dein eigenstes, behalten!
„Was ist dein Ich? Wann war es je dir treu?
„An jedem Tag verlierst du es aufs Neu,
„Es äßte dich in quälendsten Gestalten,
„Bald war es stark, bald schwach, bald That, bald Neu,
„Nur darum warst du hier zur Qual erlesen,
„Weil eben dieses „Ich“ dein „Ich“ gewesen! —

„Erdrücke ihn, den Dämon, der dich bindet,
„Erkenne, diese Welt ist Schein und Trug,
„Sag' muthig zu dem „Ich“: Nun ist's genug! —
„Du sprichst es schon?! — Der Erde Schwere schwindet,
„Und aufwärts trägt dich eigener Schwingen Flug
„Hinein in's Licht und würdig bist du dessen,
„Du bist befreit, weil Alles du Vergessen.“



Eduard Brauer.

Denksprüche.

1.
Wie von den Spiegelbellen
Nur leicht bewegten Wellen
Musik in sanftem Schwellen,
Ob arm und schlicht, doch lieblich klingt,
So klingt's, wenn vom Gemüthe
Voll klarer Seelengüte
In's Herz, dem Leid erblühte,
Ein sanftes, schlichtes Wort des Trostes dringt.

2.
Wer Liebe nicht nach Gabenwerth,
Ist Liebe nicht zu haben werth.

3.
Allüberfluß — Allüberdruß,
Halt Maß im Wunsch und im Genuß,
Blasirter Mann — blessirter Mann,
Der nimmer Heilung finden kann.

4.
„Nur Lumpen sind bescheiden“
Hört' ich den Dichter sagen?
Ja, Lumpen sind bescheiden,
Wie Mäddlein auf den Haiden
An heißen Sommertagen,
Die ohne Schen und Zagen,
Trotz Schlagen und Verjagen,
Uns plagen und zernagen.

5.
Gottglaube läßt sich nicht studiren,
Durchdringt er dir nicht Herz und Nieren,
Du wirst ihn nie ercogiliren.

6.
Götterföhne, Kinder Gottes
Hat man weiland uns genannt,
O des Jammers, o des Spottes!
Aller Welt wird's nun bekannt:
Aff' ist unser Urpapa,
Vivat Physiologia!

7.
Wer einmal A sagt, hat auch B zu sagen,
Nicht so behende!
Wer immer Ja sagt hat dann Weh zu sagen
Am letzten Ende.

8.
Wo Macht und Pracht sich würdig eint,
Mag Hobeit wohl gedeih'n,
Was ohne Maßen rauscht und scheint,
Ist meist nur Rausch und Schein.

A. Bläsing.

Raum und Zeit.

Mit dem Fortschritt der Zeit
Bleibt kein Ort mehr so weit,
Man erreicht ihn gar bald
Durch des Dampfes Gewalt.

Das geflügelte Wort,
Hoch in dem Drahte dort,
Eilt durch des Menschen Wig
Ebenso wie der Bliß.

Schneller denn beide noch
Fliehen die Jahre doch;
Schauet der Mensch zurück:
Sein Leben — ein Augenblick!

Karl Freih. v. Gumppenberg.

Beitbilder.

Züchtiger Minne
Ritterlich Streben
Ehrbaren Handwerks
Eusiges Weben:
Fromm in Gedanken
Thaten und Wort: —
Das war der Ahnen
Lofung und Hort!

Lustig gelebt und
Fröhlich gestorben,
Hurtig verthan und
Langsam erworben:
Viele geküßt und
Keine gefreit: —
Das ist der Wahlspruch
Unserer Zeit!

Fröhlich gelebt und
Ehrlich gestorben,
Leben gepart und
Geistig erworben,
Eine geküßt und
Eine gefreit: —
Wann wird sie kommen
Die goldene Zeit?

Storch und Thürmer.

Der Thürmer steht einsam und sehned
Im hohen Thurmgemach,
Und über ihm klappert ein Storchpaar
Und baut ein Nest am Dach!

Der Thürmer sieht's und es fällt ihm
Mit einem Male ein,
Daß traurig macht solch' Sehnen
Im Thurmgemach allein!

Und als die röthlichen Blätter
Der Herbstwind jagt um's Dach,
Da küßt ein trantes Weibchen
Der Thürmer im Thurmgemach!

„Leb' wohl du klappernd Storchpaar,
Und kehrt du wieder im Mai,
So bring' was Schönes im Schnabel,
Sonst ist kein Spaß dabei!“

G. Farrinus.

Die goldne Zeit.

Was füllt die Brust so innig
Mit sehnsuchtsvollem Leid,
Wenn uns die Dichter singen
Von einer goldnen Zeit?

Was gibt das Herz so gläubig
Sich hin und zweifelt nicht,
Wenn von des Paradieses
Verlust die Sage spricht?

Was fliegt in holden Träumen,
Der Trübsal abgewandt,
Der Geist in höchster Wonne
Nach jenem Habbelland?

Es führt ja die Geschichte
Nach Eden nicht zurück,
Sie weiß von keinem reinen,
Vollkommen Erdenglück;

Es kämpften ja die Menschen,
An Schwäche wie an Kraft,
Gleich uns zu allen Zeiten
Mit Schmerz und Leidenschaft;

Es dreht sich ja im Wechsel
Ein ew'ges Schicksalsrad
Und nimmer grünt auf Erden
Der Freuden volle Saat.

Doch sieh', o sieh' die Kleine!
Was hemmt den frohen Lauf?
Wie blicken ihre Aenglein
So freudefunkelnd auf?

Welch' himmlisches Entzücken!
Sie traut dem Glanze kaum,
Der sich ihr naht: der Engel
Bringt ihr den Weihnachtbaum.

O schau die Verklärte,
Den seelenvollen Blick!
Hier ist's, hier tritt in's Leben
Vollkommenes Erdenglück.

Gedenke deiner Jugend
Geschwund'ner Freudigkeit:
Das war das Götterleben,
Das war die gold'ne Zeit.

Ihr lichte Friedensauen
Im schönen Jugendland,
Ihr Fluren mit des Baches
Verkrämtem Blütenstrand,

Ihr goldnen Hügel, glänzend
In hell'rem Sonnenschein,
Ihr Thäler, duftdurchdrungen
Von schönern Blütenhain,

Euch findet nimmer wieder,
Wer einmal euch verließ,
Ihr schwandet von der Erde,
Ihr war't das Paradies.

J. Priem.

Arabella.

Zaubernacht in Altcastilien,
Süß durchwürtzt von Blumendüften,
Wo die Lorbeerzweige schaukeln
Auf den Fluthen des Duero; —

Jener Mann im schwarzen Mantel
Mit dem Schmerzdurchfurchten Antlitz,
Der dort sinnend, finstren Blickes,
An des Flusses Ufern wandelt,

Hat kein Auge für die Reize,
Die so üppig dich umgürten,
Lauscht nicht auf die Zaubertöne
Deiner Sänger in den Hainen.

Mit des Wahnsinns starrem Blicke
Schaut hinab er in die Fluthen,
Und ein tiefer Seufzer mischt sich
In den Sang der Nachtigallen.

„Arabella, Wunderblume
„Aus dem Garten von Cordova,
„Soll am Anblick deiner Reize
„Nimmermehr mein Herz gesunden?

„Soll in Dämmernacht mein Auge
„Bleiben, und der Strahl des Lichtes
„Nicht den goldnen Tag mir künden,
„Der aus deinen Blicken leuchtet?

„Nun, so soll auch nicht der fahle,
„Blasse Schein der Erdensonne
„Mit dem falschen Licht mich blenden,
„Das der Menschen Trost vergöttert.

„Gew'ge Nacht soll mich umgeben!
„Nehmt mich auf ihr kühlen Fluthen,
„Lösch't das matte Licht der Augen
„Und die heiße Gluth im Busen!“

Und er richtet sich zum Sprunge,
Pflögl'ich faßt ihn an dem Kleide
Nücklings eine Hand, — es donnert
„„Halt, Sennor,““ ihm in die Ohren.

„„Euer Weg ist auch der meine,
„„Laßt uns doch zusammen gehen
„„Nach dem ungewissen Ziele!
„„In Gesellschaft geht sich's besser.““

Doch die Worte, sie verhallen
Ungehört vor seinem Ohre:
„Arabella! Arabella,“ —
In dem Laut liegt seine Seele.

Nur der Laut, der schmerzenvolle,
Klinget sich aus seinem Munde;
Weit hin durch die Nacht erschallt es
„Arabella! Arabella!“

Und noch fester packt der Fremde
Krampfhaft ihn am schwarzen Mantel:
„„Ja, der Name, der unsel'ge,
„„Ist's, der in die Fluth mich treibt.

„„Arabella von Cordova
„„Hätt' ich niemals dich gesehen!
„„Wäre niemals deiner Stimme
„„Zauber in mein Herz gedrungen! —““

„Ha, so wühlt in eurem Busen
„Gleiche Qual? — und gleiches Sehnen
„Läßt auch eures Schmerzes Leithe
„In des Stromes Fluthen suchen?

„Habt auch Ihr der Mandoline
„Saiten laut ertönen lassen,
„An dem feineren Balkone,
„Steinern wie ihr Herz, das kalte?

„Habt auch Ihr umsonst gesehet
„Nächtelang, es zu erweichen,
„O so kommt, mein Schmerzgenosse,
„Kommt, die Fluth, sie ist barmherzig.“ —

„Ich? Umsonst? O wär's gewesen!
„Uebervoll hat sie den Becher
„Ihrer Gunst mir dargeboten,
„Denn mein Weib ist sie geworden.““

„Euer Weib? Ha!“ — Nach dem Dolche
„Sucht die Hand des Eifersücht'gen —
„Laßt! O laßt!“ So sprach der Aud're,
„Eben deshalb such' ich Ruhe;

„Ew'ge Ruhe vor den Stürmen,
„Die mein stilles Haus durchtoben,
„Seit die Blume von Cordova
„Dort als Herrin eingezogen! —““

Als der neue Morgen graute,
„Sas im Söller der Posada
„An den Ufern des Duero
„Noch ein fröhlich Paar beisammen.

Nicht der brausende Duero
„War der Lethe ihrer Qualen,
„In dem Wein von Alicante
„Liegt der Beiden Schmerz begraben.

Verbesserung.

„Uns're Wiesen grünen wieder“
„So beginnt ein altes Lied,
„Und an seinen Melodieen
„Sang sich manche Kehle müd.

Aus dem hübschen Frühlingsliedchen
„Liegt die Stelle mir im Sinn:
„Kühner wird jetzt jeder Schäfer,
„Sanfter jede Schäferin.“ —

Einmal ward's in einer Schule
„Auch gar fleißig exerzirt,
„Und die Jugend schrie gewaltig,
„Und der Lehrer war gerührt;

Desto weniger der Pfarrer
„Als er in die Schule trat:
„Herr Magister, Herr Magister,
„Das ist keine gute Saat!

„Solche Lieder sind der Jugend
„Nur zu oft ein süßes Gift,
„Wenn Ihr Lieder singen wollet
„Singt sie aus der heil'gen Schrift!“ —

„Doch die Melodie, Herr Pfarrer,
„Ach, sie ist ja wunderschön!“ —
„In den Tönen steckt der Teufel,
„Die mit solchem Texte geh'n!

„Fühlt Ihr in des Liedes Worten
„Nicht den schlan versteckten Sinn:
„Kühner wird jetzt jeder Schäfer,
„Sanfter jede Schäferin?“ —

„Ach, des süßen Frühlings Kommen
„Ist ja nur damit gemeint;
„Fühlen Sie nicht selbst Herr Pfarrer,
„Daß die Sonne wärmer scheint?

„Daß der Lüfte sanftes Wehen
„Jede Brust mit Wonne füllt,
„Und der Lerche lauter Jubel
„Manches Weh im Herzen stillt?““

Und der Pfarrer zieht die Dose,
„Voll mit Spaniol gefüllt:
„Ei, gewiß, mein Herr Magister,
„Doch es bleibt ein kühnes Bild.

„Und man weckt in jungen Herzen
„Nur zu leicht der Welten Lust,
„Ach, ein einzig Wörtchen zündet
„Oft die Flamme in der Brust.

„Doch, ich will's so streng nicht nehmen,
„Singt in Gottes Namen fort,
„Aber ändert in dem Liede
„Nur ein einzig kleines Wort;

„Laßt die Kinder künftig singen —
„Unverändert bleibt der Sinn:
„Kühner wird jetzt jeder Käfer,
„Sanfter jede Käferin!“

Adolf Ritter von Eschabuschnigg.

Unter der Linde.

Verklungen ist es in der Linde Kronen,
Verlöspelt in der Wipfel leichtem Säufeln,
Im Duft der Abendröthe ist's zerronnen,
Versunken in der Wellen leisem Kräufeln.

Was es gewesen, weiß ich nicht zu sagen,
Ob es gewesen, weiß ich das doch kaum,
Die Schwalbe mocht's im Fluge weiter tragen,
Der Sonnenstrahl umwob den wachen Traum.

So wie die Liebe schien's ein Kind der Schmerzen,
So wie die Jugend war's getränkt mit Lust,
Es flog empor, als käm's aus meinem Herzen,
Und wieder sank's zurück in meine Brust.

Skalda.

In's stolze Reich des Nordens, in König Sigurds Haus
War der Verrath geschlichen, und brachte Mord und Graus;
Das Trinkhorn ging im Kreise, der Harfner sang beim Mahl,
Da traf die frohen Nefen der Feinde scharfer Stahl.

Erschlagen sank der König und seine hohe Frau,
Die Fürstentöchter lagen geknickt in rothem Thau,
Nur eines blieb vergessen, beiseite wimmert's leis,
Nur Einen faste keiner, das war der Harfnergeis.

Jetzt irrt er durch die Hallen, die oft sein Sang erfreut,
Er schlug die edle Harfe zum letzten Male heut;
Aus dunkler Ecke ruft ihn das schene Königskind,
Er nimmt's in seine Arme, er hegt es treu und lind.

Mit ihm und mit der Harfe entflieht er in die Nacht,
Die Flammen springen lästern schon um der Zinnen Pracht;
Wie rettet er das Mädchen aus frecher Mörderhand?
Sie schreien wild und stürmen ihm nach hinaus zum Strand.

Es bläht kein Schiff die Segel am Ufer öd' und leer, —
Da schleudert er die Harfe hinunter in das Meer,
Und legt auf ihre Saiten, als wär's ein Kahn, das Kind,
Mehr als auf Menschenherzen, vertraut er Flut und Wind.

Und sieh, die Lüfte kosen, mitleidig rollt die Flut,
Als wär' das Kind gegeben in guter Geister Gut;
Die Harfe gleitet leise, das Kind sitzt lächelnd drin,
Der Purpurmantel flattert als Segel drüber hin.

Das Morgenroth unschimmert's schon fern vom Unglücksstrand,
Grün aus den Fluten hebt sich ein stilles Inselband,
Und wie oft felt'ne Märe weit wandert über's Meer,
So schwimmt auf treuer Harfe das Königskind daher.

Den Männern, die's begrüßen, ist der Gesang gar werth,
Sie ehren hoch die Götter, und führen stolz das Schwert,
Drum wird das holde Wunder in frommer Art gehegt,
Im Tempel hängt die Harfe, das Kind wird treu gepflegt.

Es wächst empor zur Jungfrau, so schön wie keine war,
Im Schmucke goldner Locken, mit Augen ernst und klar;
Und wie ihr treu die Harfe, blieb sie der Harfe treu,
Und hielt daran in frommer, in gottgeweihter Schen.

Im stillen Tempeldunkel, im alten heil'gen Hain
Erklang oft ihre Harfe, sang ihre Stimme drein,
Und wunderbare Sagen, die nie ihr Ohr vernahm,
Entflossen ihren Lippen, wenn die Begeisterung kam.

Sie sang von alten Helden und von der Minne Glück,
Von festlich frohen Tagen, von gräßlichem Geschick;
Bald schien's, daß sie's erlebte, bald, daß sie es erfand,
Nie hat sie es verflüdet, wo ihre Wiege stand.

Ein hoher Götterwille verschloß oft ihren Mund,
Dann gab sie feltne Runen und viel Geheimes kund;
Kein Arm hat sie umschlungen, kein Mann um sie gefreit,
Die Jungfrau blieb den Göttern und dem Gesang geweiht.

Dräxler-Manfred.

Die Brüder.

1.

In der alten Stadt Gerona,
Dort wohl sind es sieben Jahre,
Lebten einst zwei schöne Brüder,
Don Enrico, Don Fernandez
Von Alveda, gleich an Wuchse,
Gleich an Miene und an Sprache,
Und so fest sich liebend, daß man
Sie die beiden Einen nannte.
Ruhm und Waffen war Enrico's,
Liebe war Fernando's Banner: —
Also unterschied das Streben
Die sich ähnlich sonst in Allem,
Die das Aug' nur mühsam konnte
Unterscheiden von einander.
Und Chlorinde war die schöne,
War die reizgeschmückte Dame,
Deren Blicke liebezündend
In Fernando's Seele trafen.
Was im tiefen Herzen glimmend
Wie ein Funken erst geschlafen,
Trat bald aus der Lippenpforte,
Liebesflammen um sich strahlend.
Herz um Herz und Lieb' um Liebe,
Also ward der Tausch begangen,
Und Fernandez und Chlorinde
Lagen in den schönsten Banden.
Dessen faßte beide Brüder
Wohl ein tiefer, tiefer Jammer,
Weil der Trennungstag erschienen,
Weil die Scheidestunde nahte,
Weil sie beide in der Ferne
In dem heißen Tanz der Waffen
Ehre ihrem Vaterlande,
Ruhm sich selber sollten schaffen.
Don Enrico fühlte Schmerzen
Bei des Bruders tiefem Gramme,
Don Fernandez heiße Qualen
Beim Gedanken an die arme,
An die weinende Geliebte,
Die betrübt und still verlassen
In die unsichtbare Ferne
Hauchen werde ihre Klagen.
Und so standen beide Brüder
Sich verstehend still beisammen,
Blickten sich in's nasse Auge,
Küßten sich die feuchte Wange,
Und sie sprachen und sie schwuren —
Nur die dunkle Nacht vernahm es:
Auszubauern fest in Leiden,
In des Schmerzes wildem Krampfe,
Auszuhalten kühn im Streite,

In des Krieges heißem Kampfe,
Sich zu lieben bis in Tode,
Bis im erdbedeckten Sarge,
Und mit festem Muth zu rächen
Jedes Uebels, jedes Arge,
Das im Leben oder Tode
Ihrer Einem man gedachte,
Und zu ehren jede Liebe,
Die man ihrer Einem brachte.

2.

Auf dem Feld von Perpignan
Steht ein kleiner Hügel Erde.
Mitten unter fünfzig andern
Durch ein schwarzes Kreuzlein kenntlich.
In der alten Stadt Gerona
Könnt ihr schöne Häuser sehen,
Doch vor allen hat dem einen
Nur Chlorinde Ruhm gegeben.
Perpignan, wie ist dein Hügel
Einsam ruhig und verödet,
Still und ruhig wie der Schläfer,
Den in deinen Schooß sie legten,
Und verlassen seit der Eine
Sich von dir hat fortgewendet,
Der mit Blumen dich gezieret
Und genezt mit heißen Thränen. —
Zu Gerona doch im Schlosse
Wechseln laute heit're Feste,
Denn da gibt es keinen kassen,
Keinen blutbedeckten Schläfer:
Masken nur und bunte Tänzer,
Reichgeschmückte helle Säle
Und Don Pedro und Chlorinde,
Die Verlobung heut begehen. —
Zu der Dame, sitzig grüßend,
Tritt jetzt eine Maske näher;
Eingehüllt in schwarze Seide,
Allen ein geheimes Räthsel,
Stand er hingebannt und starrend,
In der fernen Saalesede;
Jago an Chlorindens Arme
Durch die bunten Reihen schwebend
Spricht er leise, leise Worte
Sie beschwörend, zu ihr stehend,
Und wie nun der Tanz vorüber,
Hat ihn Keiner mehr gesehen.
Jener stille Unbekannte,
Don Enrico von Alveda,
Unten steht er heimlich harrend

Auf der offenen, mondbehlänzten
 Marmorsur des hellen Schlosses,
 Däster nach der Treppe sehend.
 Endlich hört er leise Schritte,
 Hört die rauschenden Gewänder,
 Und hernieder steigt Chlorinde
 Leise gegen ihn sich wendend:
 Sprecht, wer seid Ihr Unbekannter,
 Und was will mir Eure Rede?
 So die Dame. Aber schweigend
 Raht am Arme sie der Fremde,
 Nimmt die Maske still herunter
 Und sein Auge trifft die Schöne.
 Weh mir! Don Fernandez! ruft sie
 Mit dem bangen Ton des Schreckens,
 Von dem Mahner ihrer Untreu
 Tief erschüttert ab sich wendend —
 Seid Ihr lebend, seid Ihr Schatten?
 Habt Erbarmen mit mir Aernsten
 Und verzeihet, wenn Ihr Blut nicht
 Bringen wolltet statt Vergebung!

Und der blasse Unbekannte
 Drauf mit dumpfem Ton entgegnet:
 Euer Blut nicht, noch Vergebung
 Ward in meine Hand gelegt;
 Hohen will ich Eure Schwüre,
 Die Ihr Einem habt gegeben,
 Und im Tod Euch Jenen zeigen,
 Den Ihr hintergingt im Leben.

3.

In dem mitternäch'tgen Dunkel,
 Ueber Berge und durch Tiefen
 Sieht man einen kassen Reiter
 Naschen Fluges weiterziehen.
 Weg' und Stege kennt er alle,
 Auch die nicht der Mond beschimmert,
 Der mit trübem Wolkenfleier
 Seine Leuchte hat umhüllt.
 Eilend jagt er ab- und aufwärts.
 Wie ein menschencheuer Flüchtling,
 Raslos über den beselsten
 Stolzen Pyrenäenrücken,
 Hoch zu Rosse, fest Chlorinden
 Mit der starken Hand umschlingend.
 Also reitet Don Enrico
 Durch die stillen Finsternisse.
 Und die Nacht ist hingeschwunden
 Und der Tag ist aufgestiegen;
 Wohlbekannte Gegend siehet

Setzt der Reiter vor sich liegen.
 Niederstürzt der Kappe schäumend,
 Perpignan, vor deinem Hügel,
 Und Chlorinde stukt mit Beben
 An der Friedensstätte nieder.
 Mag Euch dieser hier vergeben,
 (So das ernste Wort Enrico's)
 Dessen Lippen Euren Namen
 Noch im Tode hat gestüßert.
 Scheidend haben wir geschworen,
 Best zu rächen alles Ueble,
 Das im Leben oder Tode
 Unserer Einem ward gemüßet.
 Halten will ich's diesem Todten
 Und die edle Rache stillen;
 Alle, die sein Herz bedrohten,
 Sollen seinen Bruder fällen!
 Hingestreckt mit zwanzig Wunden
 Hab' ich den, der ihn besiegte;
 Hingelegt in tiefen Schmerzen
 Hab' ich Euch an seinem Hügel.
 Fürchtet nichts von meinem Schwerte:
 Untreu muß im Leben büßen,
 Denn ein schnelles Ende könnte
 Ihre Qualen nur versüßen.
 Also sprach mit düsterm Ernste
 Don Enrico und Chlorinde
 Lag in Thränen still zerfloßen
 Auf dem moosbedeckten Hügel.
 Bläß und stumm und ohne Leben,
 Krampfhast nur das Kreuz umschließend,
 Lag sie leidend, mit dem letzten
 Ach! die Lüste noch begrüßend.
 Jago zuckt sie jäh zusammen,
 Bleicher wurden Wang' und Lippe,
 Und das fahle Auge deutet:
 Scheidend zog der Geist von himmen,
 Und Enrico, tief erschüttert,
 Sieht die kassen kalten Bäge:
 Herr des Himmels, sei ihr gnädig,
 Ruft er, Du hast sie gerichtet!
 Meines Schwures bin ich ledig,
 Meine Anker sind gelichtet;
 Liebe nur bleibt mir für Jenen
 Uebrig, der vor mir geschieden:
 Laß mich, Herr die Liebe wahren,
 Laß mich finden deinen Frieden!

Und er grub noch einen Hügel,
 Den er für Chlorinde schmückte,
 Und verschwand im Waldedunkel,
 Wo ihn Keiner mehr erblickte.

A. C. Brachvogel.

Die Lehrlings säule zu Roslin.

1.

Niederschäumt von Pentlands Hügelu
Toll die Eel im Wogentanze;
Von des Nordwinds rauhen Flügeln
Kahl gesetzt, steh'n rings im Kranze
An der Kluth zerriss'nen Borden
Seltsam düst're Spuzgestalten,
Die entsetzt zu Fels geworden,
Als im Thal sie Einzug halten. —
Scheint der Vollmond nächtl'ich nieder
Spiegelnd in des Sturzbachs Welle,
Leuchten ihre kahlen Glieder
Schreckhaft grell, fast linnenhelle;
Einer Ritterschaar in weißen
Ordensmänteln zu vergleichen
Sind sie, die auf erustes Heischen
Zu verborgnem Werke schleichen. —
Thal und Fels zu überschauen
Ragt der Roslin hohe Feste,
Tiefe Trauer, stummes Grauen
Künden diese stolzen Reste.
Nur des Ephen grüne Ranken
Schlangenhaft zur Rinne klettern,
Diesen Bau im letzten Wanken
Zu bestatten unter Blättern.
Links erhebt sich die Kapelle
Auf des Ufers grünen Matten,
Ihre Fenster blinken helle
Durch der Föhren stille Schatten.
Sieh, mit hochgeschwung'nem Bogen
Ragt zu Thal die weite Pforte,
Dahinein die Templer zogen
Zu des Bunds geweihtem Orte. —
Hier mit ernst beredtem Munde
Carl von Roslin am Altare
Lehrte die Johanneskunde,
Sie die Eine, ewig Wahre.
Dann mit tiefem Klageklange,
Zions Untergang er dachte,
Ach, daß neu auf Blut man baute,
Was Verrath zu Fall einst brachte!
Und zum Abschied Aller Blicke
Wandten sich zur Lehrlings säule
Am Portale ernst zurücke,
Zu dem Blute, was noch weile
An des Lehrlingswerkes Füßen.
Ihre Häupter tief sich neigen
Um Mac Benaich's*) Blut zu grüßen,

*) Mac Benaich, d. h.: Sohn der Eiche aus dem schott. Klan ben Aichin.

Oh' zur Höh' die Ritter steigen! —
Ihre Namen sind verschwunden,
Roslins Feste ist zerfallen,
Aber Nichts hat überwunden
Diese hehren Gotteshallen.
Voll Bewundrung steht noch heute
Jeder vor dem Lehrlingswerke
Das der Pforte linke Seite
Schmückt in Schönheit, Weisheit, Stärke,
Und noch lebt die Schottensage:
„Wie gestreckt ins eig'ne Blut
„Von des Meisters Hammerchlage
„Ward des Lehrlings Künstlermuth!“ —

2.

Der Lehrer ist todt und der Tempel zerbrach,
Verstreut sind die heiligen Streiter;
Ihr Ruhm ist vergessen und nur noch die Schmach,
Die Trauer ihr stummer Begleiter.
Der muthige Roslin von Orkney zu Schiff
Entrückt manchen Templer gen Norden
Durch's Wogengebränge, durch Stürme und Riff
Nach Schottlands entlegenen Borden.
Die Berge von Pentland sie kennen ja nicht
Des Clemens*) und Philipp**) Tüde,
Hier hebt man die Häupter noch fröhlich zum Licht,
Hier wägt man nicht Worte und Blicke.
Nun dürfen in Frieden und Einsamkeit
Die Brüder hier wohnen und klagen,
Ersehnen, erträumen die bessere Zeit
Und wiederum Hütten sich schlagen.
Sie mögen nun forschend das Dunkel durchspäh'n,
Das Licht, das verlorn'ne, zu finden,
Die heilige Zion noch einmal erhöhn,
Des Ordens Altar zu begründen.
Die Earle von Roslin mit reifiger Wehr,
Die Schotten mit Schwertern und Bogen
Im Lande rings haben sie weit schon umher
Den Wall um die Templer gezogen!
Da endlich erhebet Held Roslin das Wort:
„Gen Osten laßt, Brüder, uns schauen,
„Der Lehre der Liebe zu ewigem Hört
„Ein Zion uns wiedererbauen!“ — —

*) Papst Clemens VII.

**) Philipp der Schöne von Frankreich.

So sehen sie fröhlich, wie wieder ersticht
 In fremden, verschollenen Landen
 Der Tempel, von Quader zu Quader erhöht,
 Wie einst er auf Zion gestanden.
 Ach ragt er auch nimmer im heiligen Land
 Mit Salomo's Größe und Schöne,
 Sie preisen des Meisters neu bildende Hand
 Doch jauchzend im Harfengetöne. —
 Schon steht der Altar und es strebet der Bau
 Empor bis zur funkelnden Zinne,
 Als ob von der Tenne Arafnas er schau
 Als Freistatt der himmlischen Minne.
 Nur Eins noch, so ist auch das Letzte erreicht,
 Dann wölbt sich zum Schlussstein die Krone,
 Und obwohl das Haar schon den Mittern erbleicht,
 Sie kommen doch endlich zum Lohne;
 Dies Eine, die Pfeiler sind's, zwei an der Zahl,
 So eh'mals in Salomo's Tagen
 Den Bogen zum innersten Tempelportal,
 Die Wölbung der Kuppel getragen. —
 Sie wieder zu meißeln dem Werkmeister nicht
 Trotz emsigstem Schaffen gelunget,
 Es fehlt seiner Seele das heilige Licht,
 Ob Koslin auch heiß in ihn dringet.
 Zu Rom nur allein noch, versichert sein Mund,
 Sei wahrhaft ihr Vorbild zu finden,
 Er eilt über's Meer, auf Italiens Grund
 Die herrliche Form zu ergländen. —
 So ruhet der Bau denn manch' Mond und manch' Jahr,
 Und brennender mehret sich das Bangen
 Der Greise geword'nen Tempelisenchaar,
 Ob je sie zum Schlussstein gelangen.
 Da tritt zu dem Carl einst mit schüchternem Sinn
 Mac-Benaich der Lehrling und saget:
 „Zum Steinbruch bei Koslin-Hall wendet Euch hin,
 „Ihr findet, was lang' Ihr bellaget!
 „Ich habe die Säule, von Sehnsucht belebt,
 „Zu meißeln allda mich erkühnet;
 „Die Hand zwar des Meisters den Tempel erhebt,
 „Der Lehrling nur schweiget und dienet,
 „Doch David durch Gott einst den Goleath schlug,
 „Er ließ auch die Säule mich machen,
 „Denn gläubig im Herzen das Hoffen ich trug:
 „Der Herr sei allmächtig im Schwachen!“ —
 Lord Koslin, die Ritter, die Werkleute all,
 Sie eilen die Säule zu finden,
 Und treffen sie leuchtend im sonnigen Strahl
 Gigantisch in Felsenschlünden.

Welch' Jauchzen und Wonne, welch' heilige Lust,
 Welch' andachtsvoll staunend Verneigen!
 Der Lord zieht Mac-Benaich bewegt an die Brust:
 „O, durste der Lehrling uns zeigen,
 „Was nimmer dem Meister, dem starken, gelang,
 „So lasset zur Schwachheit uns wenden,
 „Der Lehrling fortan soll zu rühmlichstem Dant
 „Den Tempel auch gänzlich vollenden!
 „Erhebet die Säule und setz sie zur Frist
 „Zur Linken der Pforte als Zierde,
 „In Himmel und Erde gesegnet ja ist
 „Solch' gläubigen Lehrlings Begierde!“ —
 Da regen sich Alle zu eifrigstem Thun,
 Bis endlich im schweigenden Thale,
 Wo neben dem Werke die Arbeiter ruhn,
 Die Säule sich hebt am Portale. — —
 Was starrt denn der Pilger am Felsenhang dort,
 Erschienen von fernem Gestaden?
 Was schleicht er herab zu dem heiligen Ort
 Auf steilen, gefahrvollen Pfaden?
 Der Meister von Rom ist's, der wiedergekehrt
 Mit seinem betrogenen Hoffen
 Und staunend nun schaut und voll Schrecken erfährt:
 Daß ein Lehrling ihn so übertroffen!
 Zwar bittend in Demuth tritt Benaich heran,
 Er fühlt ja des Lebenden Jammer,
 Doch raffet voll Rache der neidische Mann
 Vom Estrich den eisernen Hammer
 Und nieder, — in schrecklichem Meistergruß, —
 Er schmettert den Lehrling zur Erde,
 Daß dort an der Säule geröthetem Fuß
 Der Lohn seiner Arbeit ihm werde! — —
 Wohl endet den Tempel des Werkmeisters Hand,
 Doch trägt bei der Arbeit er Ketten,
 Selbst daß er den heißesten Fleiß angewandt,
 Es kann ihn vor Koslin nicht retten.
 Denn kaum ist der Schlussstein dem Ganzen gefügt,
 Geendet der Tempel Kapelle,
 Sein ruchloses Haupt von den Schultern ihm fliegt,
 Und hin nimmt die rasende Welle
 Der stürzenden Eck seinen Leichnam und treibt
 Hinab ihn in's Dede und Leere,
 Sein Name — versunken, — vergessen bleibt
 Bei seinen Gebeinen im Meere! —
 Im Alter indessen strahlt jugendlich hell
 Die Säule des Lehrlings hernieder
 Noch heute zu Thale von Koslin-Kapell'
 Und Schottland ihn feiert durch Pieder!

K. Gerok.

Friedrich, der Gebissene.

I. Der Mutterkuß.

Die Wartburg ruht im Dunkel,
Der Bergwald stöhnt im Sturm,
Nur Eines Lichts Gefunkel
Glimmt noch im Frauenthurm,
Dort fliehet der süße Schlummer
Zwei Augen, trübverwacht,
Dort nagt der bittereummer
Ein Herz in stiller Mitternacht.

Das ist Frau Margarethe,
Graf Albrechts fromm Gemahl,
Sie kniet noch im Gebete
In tiefer Seelenqual; —
Der solch Juwel zer schlagen,
Solch edlen Schatz verkauft,
Der wird seit alten Tagen
Wohl „der Unartige“ genannt.

Ihr hoher Seelenadel,
Ihr Hohensausenblut,
Die Schönheit sonder Tadel,
Drei Kindlein, hold und gut,
Der keines rührt die Sinne
Dem ungetreuen Mann,
Den eine wilde Minne
Mit Zaubernehen ganz umspann.

Die schöne Kunigunde,
Die Gräfin Ifenberg
Lockt ihn zu bösem Bunde
Durch teuflisch Zauberwerk,
Sie mag nicht Ruhe geben,
Bis daß ihr Werk vollbracht.
Es geht dir an dein Leben
Hüt', arme Frau, dich heute Nacht!

Sie hüllt sich keusch in Decken,
Sie schloß die Augen kaum,
Da fährt in jähem Schrecken
Sie auf aus bangem Traum,
Ihr Herz schlägt wie ein Hammer,
Sie schaut sich grausend um:
Weh! mitten in der Kammer
Da steht ein Mörder bleich und stumm.

Doch plötzlich rührt ein Grauen
Des Knechtes rohen Sinn,
Vor seiner edlen Frauen
In Thränen sinkt er hin:
„Ich kann es nicht vollbringen,
Ihr seid zu tugendreich,
Mich ließ der Landgraf dingen,
Nun helfst vom Tode mir und Euch!“

Da sprach sie: „Schleich verstoßen
Dich in den Ritterbau,
Geh' meinen Kämmerer holen
Mir schwerverrath'ner Frau;“
Sie weckt die treuen Frauen,
Da hält man weinend Rath:
„Ihr müßt vor Morgen grauen
Weitweg von hier auf sich'rem Pfad!“

Sie läßt sich zitternd kleiden
In rauhes Reißgewand,
Sie rafft von Brautgeschmeiden
Ihr Bestes rasch zur Hand,
Sie weiß vor Angst und Grämen
Kaum selber was sie thut,
Darf doch nicht mit sich nehmen
Den liebsten Schmud, ihr bestes Gut.

Sie tritt mit schwanker Kerze
Ins nahe Schlafkloset
Und steht in stummem Schmerze
An ihrer Kindlein Bett,
Da liegen sie verschlungen
Auf Einem Schlummerpfahl,
Drei blühenschöne Jungen,
Drei Rosen gleich an Einem Stiel.

Sie schlingt die Mutterarme
Um Diez mit heißem Schmerz,
Sie preßt in herbem Harne
Den holden Heinz ans Herz,
Doch wie sie an den Dritten,
Den süßen Friedrich, kam,
Da zuckt ihr Herz, durchschnitten
Von unaussprechlich bit'rem Gram.

Sie hebt vom Schlummerkissen
Ihn weinend in die Höh,
Erstickt ihn schier mit Küssen,
Dem Kindlein ward so weh,
Drückt lange, lange, lange
Ihn an den heißen Mund
Und beißt im Liebesdrange
Des Knaben weiche Wange wund.

Lang blutet ihm die Wange,
Doch länger ihr das Herz,
Das blutet nach so lange,
Bis daß es brach vor Schmerz;
Wohl von der Wartburg Mauer
Galt ihr das Rettungsseil,
Doch von des Abschieds Trauer
Ihr Mutterherz ward nimmer heil.

Zu Frankfurt an dem Main
Im stillen Klosterhaus
Ruht unterm Leichensteine
Die Schmerzenreiche aus,
Dort kniete oft und lange
Ein Degen ritterlich:
Mit der gebißnen Wange
Ihr bester Sohn, Graf Friederich.

2. Das Vaterherz.

Das war der Landgraf Friederich
Mit der gebißnen Wange,
Auf seiner Wartburg hielt er sich
Trog Feindes Sturm und Drange,
Er tafelt froh beim gold'nen Wein
Im lust'gen Rittersaal,
Weil heut' vom schönsten Töchterlein
Genesen sein Gemahl.

Da sprach die Frau zu ihrem Herrn,
Es war am dritten Morgen:
„Der Feind ist nah, der Priester fern,
Die Taufe macht mir Sorgen.“
Der Herr versetzt: „zum frommen Wert
Mag wohl noch werden Rath,
Ich bring dem Mönch auf Tanneberg
Das Kind zum Wasserbad.“

Und horch! in finst'rer Mitternacht
Verstohlen klistert der Kiesel,
Das alte Burgthor öffnet sacht
Die schweren Eichenflügel,
Die Brücke dröhnt von Rosseshuf,
Und leiser Waffenklang
Und heimlicher Kommandoruf
Ertönt den Wald entlang.

Das ist der Fürst, er wagt den Ritt
Mit zehn getreuen Mannen,
Und führt sein junges Kindlein mit
Im Schutz der dunkeln Tannen:
Der hochgebor'ne Täusling liegt,
Anstatt im Bettlein warm,
Vom harten Trott nicht sanft gewiegt
In seiner Amme Arm.

Bald heißt der Graf zu scharfem Trab
Die treuen Rosse spornen,
Und schweigend gehts bergauf und ab
Durch Busch, Gestrüpp und Dornen.
Doch drunten, horch! in Eisenach
Bläst schon der Feind Alarm
Und spürt dem edlen Wilde nach
Und macht dem Helden warm.

Und wärmer noch dem Mägdelein,
Dem Säugling von drei Tagen,
Dem will nicht über Stock und Stein
Der rauhe Ritt behagen,
Und plötzlich aus der Reiterschaar
Durch Stahlgelirr und Wind
Ertönt ein Stimmlein silberklar,
Gar kläglich weint das Kind.

Da spornet der Graf sein Ross geschwind,
Die Amme trachte vorne —
„So schweige doch dein schreiend Kind!“
Er flüsterts halb im Zorne;
Die spricht: „Genadet, edler Graf,
Das Fräulein wird nicht still,
Kein Wiegenlied bringt's nun in Schlaf,
Dieweil es trinken will!“

Da, unterm Kürsch ist entbraunt
Sein Vaterherz dem Fürsten:
„Und kostets ganz Thüringerland,
Das Fräulein soll nicht dürsten;
Halt an, die Hengste umgekehrt,
Die Speere fest zur Hand,
Du tränkst das Kindlein ungestört,
Wir halten sehtend Stand!“

Und rasselnd stürmt der Feind heran
Und stugt und stürmt nicht weiter,
Denn mauerfest hält, Mann an Mann,
Der Graf und seine Reiter;
Das Fräulein an der Amme Brust
Das trinkt in vollem Zug
Und nimmt sich Zeit und saugt mit Lust
Hat lange nicht genug.

Nun ward es still, der Feind entfloh
Und weiter geht's im Laufe,
Und Mächtens bringt der Vater froh
Sein Kindlein von der Taufe;
Der Mutter legt er stolz auf's Bett
Die kleine süße Dirn',
Die herzt ihr Kind Elisabeth
Und küßt es auf die Stirn.

Das war der Landgraf Friederich
Mit der gebißnen Wange,
Ein Degen, kühn und ritterlich
In Schlachtensturm und Drange,
Doch in der Brust voll Heldenmuth
Sein zärtlich Vaterherz
Impft ihm die Mutter einst in's Blut
Im heißen Abschiedschmerz.

Felix Dahn.

Mary Stuart und Sir Gordon.

1.

In Englands Grenze harret die schöne Sänderin,
Doch nicht mehr steht nach London, nach Andrem steht ihr Sinn:

Er steht nach neuer Liebe, nach neuem Glück und Wahn:
Das war Sir Leslie Gordon, der hat es ihr angethan.

Er nahm in Gordon Castle die Flücht'ge gastlich auf, —
Er ahnte nicht, wels' Unheil er lud zu sich herauf.

Mit höflichen Ritterfitten er dient ihr als Vasall
Und schaute kühlen Auges die üppige Schönheit all'.

Das konnte sie nicht tragen — nicht lag's in ihrer Art,
Noch hat in ihrer Nähe kein Mann sein Herz gewahrt.

Tief sah sie in sein Auge — und als das blieb so kühl,
Entflammt das eig'ne Herz ihr bezwingendes Gefühl!

Sie rang mit ihrer Liebe — und ihre Liebe gewann, —
Und eines Abends trat sie vor den geliebten Mann,

Gesunken Hauptes, gleitend, wie die schöne Schlange thut,
Vertausendfacht ihr Liebreiz durch leise rieselnde Gluth.

„Sir Leslie, haucht sie bittend, Sir Leslie, gebt mich frei:
Mir träumte schwer — mir träumte, daß ich eure Gefangene sei.“

„Gefangen? Dies Schloß ist euer — Kön'gin, ihr sprecht im Scherz.“
„Ich sprech' im tiefsten Jammer und gefangen ist — mein Herz.“

Und sie preßt die verschlungenen Hände vor die Stirne marmorweiß:
„Ich liebe dich, Leslie Gordon, — Mary Stuart liebt dich heiß.“

Da trat Sir Leslie Gordon zurück zwei Schritte weit
Und stolz sprach er und eisig: „Lady Stuart, das thut mir leid.“

Ihr liebt mir zu geschwinde, — ich kann nicht folgen so schnell:
Sir Cecil und Sir Darnley' — und Rizio — und Bothwell —

Und meint ihr, Leslie Gordon, der wäre der Fünfte? — Nein!
Lady Stuart, es müssen die Gordons überall die Ersten sein.“

Da hob das Haupt Maria, das sie tief vor ihm gebeugt,
Ein Blick voll tiefsten Liebens und Vorwurfs auf ihn stengt:

„Wohl hab' ich das verdienet, doch nicht — aus deinem Mund!
Auf, sattelt meine Kofse, nach London geh't zur Stund.“

Und Leslie Gordon sah ihr betroffenen Blickes nach
Und Scham und Schmerz und Reue sich brandend in ihm brach.

„Sie schmachtet im finstern Tower, von Mord das Haupt bedroht,
Und ich hab' sie gestochen von mir in den bitterm Tod!

Das süßeste Weib auf Erden bot Herz mir, Hand und Heil,
Und ich, zum Dank, entgegen trieb sie dem Henkerbeil!

O, nur noch einmal küssen den Staub von deinen Schuh'n,
Sonst kann in Höll' und Himmel nicht meine Seele ruh'n.

Nein, nein, du sollst nicht sterben! Ich rette dich, bei Gott!
Ich rette dich, Maria, oder theile dein Schaffott.“

Zu London im alten Tower hielt man zu scharfe Wacht, — —
Zwei Tage vor Maria ward er zum Tod gebracht.

Fest schritt er aufs Gerüste: „Hier ist der Vortritt mein:
Sagt ihr, es müssen die Gordons überall die Ersten sein.“

Ludw. Aug. Frankl.

Aleopatra.

1.

Das Meer im kühnsten Abend rollt
Voll Purpur und Gold,
Ein Singen drüben und Klingen.
Mit rothen Planken und rothem Mast
Zieht durch die Wogen ein Schiffpallast,
Wie leuchten die Segelschwingen!

Und schwarze Sklaven in weißem Gewand,
Die Ruder zur Hand,
Sie fahren entlang die Küste.
Von bräunlichen Mädchen am Bord eine Schaar,
Durchflittert mit Gold das wallende Haar,
Nacht schimmern Arm' und Brüste;

Sie greifen in goldene Harfen hinein
Mit Eisenbein
Und schwingen Trommeln und Schellen;
Es tönt ihr melodischer Chorgesang,
Dazwischen ein Jauchzen und seltsamer Klang
Hin über die rauschenden Wellen.

Und auf dem Verdeck in luftigem Zelt,
Von Glanz erhellt,
Gelagert auf Pardelfellen
Die Königin in Bissusgewand,
Die schönste der Frauen im Morgenland,
Ihr klingen die Harfen und Schellen.

Und selig beredt an des Thronbetts Fuß
Antonius,
Sie lächelt süß zu ihm nieder;

Sie zieht ihn mit schmachtenden Blicken empor —
Der Windhauch spielt mit dem leichten Flor
Der weißen schwellenden Glieder.

Stieg von Olympos seligen Höhen
Eine Göttin so schön?
Er umschlingt die Wonnedurchbeute —
Die leuchtenden Sterne beginnen schon sacht
Den stillen Reigen der duftigen Nacht,
Die von Traum und Gefängen belebt.

Er spricht zur Geliebten: „Wie wirst du so bleich?“
Sie erwidert ihm weich:
„Die Sterne machen mich blässer.“
Und küsse wieder und seliges Wort,
Es klingen die Harfen und Schellen am Bord
Und rauschen die Gewässer.

„Die goldene Kanne reiche mir du,
Die Schale dazu,
Und gieße mir ein vom Weine.“
Sie schüttet hinein den zerriebenen Glanz
Der größten Perle des Morgenlands,
Es glänzt mit dämmerndem Scheine.

Sie nippt von der Schale und ladet ihn ein
Zum perlenden Wein:
„Wir feiern die glücklichste Stunde!“
Doch spiegelt ihr Wehmuth im feuchten Blick,
Als ahnte sie bange ein Trauergeschick;
Er trinkt mit durstigem Munde.

„Und werden wir morgen auch selig sein
Beim Sternenschein?
Du lächelst mit seltsamem Blicke.“
Und zu ihm redet das schöne Weib:
„Das Morgen laß! Heut blüht noch mein Leib.
Schon schreiten die Geschicke.“

Die Harfen und Glöckchen am schäumenden Bord,
Ein schriller Afford,
Die singenden Mädchen schweigen.
Die Bogen nur rauschen, die Segel im Wind,
Bis wieder die Schiffer gelandet sind.
Die Sterne sind im Reigen.

2.

In der Grabpyramide in dämmernder Nacht,
Welch funkelnde Pracht:
Die Königin ruht, umflossen
Von Gold durchwirktem Purpurgewand,
Im gelösten Haar der Herrschaft Band,
Auf Polstern hingegossen.

Rings schwarze Sklaven in weißem Gewand,
Die Spaten zur Hand,
Und bräunliche Mädchengestalten,
Die bei dunkelroth brennendem Fackelschein,
Geräthe von Gold und Edelstein,
In silbernen Körben halten.

Die Königin winkt, sie senken den Schatz
In vertieftem Plaz,
Es wird ihn Niemand verrathen.
Wer zurück aus dem Grabdom zum Lichte kehrt,
Es fallen die Sklaven, die Mädchen dem Schwert
Der wachenden Soldaten.

So stumm geschieht Alles im heimlichen Raum,
Wie Schatten im Traum,
Die Mädchen und Sklaven verschwinden;
Nur Eine noch reichet der Königin
Ein zierlich geflochtenes Körbchen hin,
Aus Palmenblätter-Gewinden.

Wie sind der Königin Wangen so blaß,
Die Augen naß,
Hinstarrt sie mit zuckendem Munde:

„Die Flotte zerstreut, geschlagen das Heer,
Der Römer beherrscht schon die Stadt und das Meer.
Gefommen für mich ist die Stunde.“

Und aus den Palmenblättern langt sie hervor
Und hält sie empor
Eine grüngold'ne Spange;
Fencht glänzend um ihren Arm gelegt,
Wie wollüstig um die Schönheit bewegt
Sich die tödtende, rettende Schlange.

Da kommt es herein mit wankendem Fuß,
„Antonius!
Was folgst du mir mit Beben?
Und ist sie verloren die Männerschlacht
Und war es die letzte, die selige Nacht,
Willst du ein Feiger, noch leben?“

Aufrast sie vom Boden sich stolz und wild,
Aus Marmor ein Bild
Steht sie in der Grabrotunde;
Am Arme sieht sie der Schlange zu:
„Wann vollbringst dein rettendes Werk denn du?
Mein ist nur noch die Stunde.“

In Rom, wo zu Füßen der Cäsar mir lag,
Wie wechselt der Tag,
Da soll den Triumph ich schmücken?
Wo im Venusstempel aus Marmor glänzt
Mein Bild, vom Cäsar mit Rosen bekränzt,
Gefesselt als Sklavin mich bücken?“

Und Hörnercruse und Schwertergeklirr
Und Stimmen so wirr;
Die Königin stukt zusammen.
Antonius ihr zugelehrt,
Bohrt in die Brust sich schweigend das Schwert —
Und draußen Sturm und Flammen.

Die Pforte berstet, jetzt dringt es herein
Bei Fackelschein,
Der Feldherr und seine Krieger;
Von den Schultern den Purpurmantel legt
Er auf die Leichen tiefbewegt
Und spricht: „Nur der Tod ist Sieger!“

Heribert Rau.

Ferdusi.

1.

Heil dem Sultan, dem Beschützer
Aller Dichter und Gelehrten!
Sultan Mahmud, Schah von Persien,
Dir soll Heil und Ehre werden!

Hast bewiesen wahre Größe,
Die das Edle ehrt und Schöne;
Die empfänglich für die Dichtkunst,
Und die Meisterschaft der Töne.

Nicht nur Helden, nein, auch Dichter
Sammelst du an deinem Throne:
„Wer mir diene, mich erfreute,
„Freue sich an reichem Lohne!

„Auch Ferdusi will ich sehen, —
„Ihn, von Ihn den großen Sänger;
„Er verberge, zu bescheiden,
„Mir sein Angesicht nicht länger.“

Kasch des Herrschers Boten fliegen,
Den Berühmten herzurufen;
Bald erblicket auch der Sultan
Ihn an seines Thrones Stufen.

„Sei gegrüßt mir, Ven Scheriffschah,
„Den mein Volk Ferdusi nennet,
„Den die Welt als einen großen
„Und berühmten Dichter kennet.

„Meiner Sonne Gnade leuchtet
„Jedem Wurm im Erdenleben;
„Soll sie einem großen Dichter
„Nicht auch Licht und Wärme geben?

„Ja! Ich will dich überdecken
„Schier mit Ruhm und Gold und Ehren,
„Wirft, durch deine schönen Verse,
„Du die Perle Persien ehren.“

„Was Dakiki hat begonnen,
„Die Geschichte meiner Reiche,
„In der Dichtkunst heil'ger Weihe,
„Mir und allen Völkern zeige.

„Und für jeden deiner Verse
„Sei ein Goldstück dir gegeben;
„Wer ein Fürst ist in der Dichtkunst,
„Soll bei mir auch fürstlich leben!“

Und Ferdusi beugt sich nieder:
„„Herr, ich danke für die Gnade;
„„Aber mehr noch für die Weisheit
„„Die da liegt in deinem Rathe.““

„„Hast mir, laß mich hoch dich preisen,
„„Einen prächt'gen Stoff gegeben;
„„Voll Begeisterung und voll Freude
„„Sei' ich d'ran mein ganzes Leben.““

Und Ferdusi zieht von dannen,
Kasch die Schöpfung zu beginnen.
Arm, wie er gekommen, zieht er,
Reich an Hoffnung doch, von hinnen.

2.

Vierzig Jahre sind verstrichen.
Herrlich ist das Werk gelungen!
Voll Begeisterung hat Ferdusi
Schier sein Vaterland besungen.

Sechzigtausend Verse sind es,
Der Geschichte Persiens eigen,
Die — voll Hoheit und voll Schönheit —
Uns den Geist des Dichters zeigen.

Und es hört es Sultan Mahmud,
Denkt dabei, was er versprochen.
Nur vergessen hat's der Herrscher,
Aber nicht sein Wort gebrochen.

„Vierzig Jahre sind zwar lange . . .
„Doch . . . ich will's ihm reich vergüten,
„Königlicher Reichthum lohne
„Nach der Arbeit nun den Mühen.“

Und, mit Schätzen schwer beladen,
Zieh'n nach Ihn des Sultans Schergen;
Denn in Ihn soll sich Ferdusi,
Still bescheiden, noch verbergen.

3.

Langsam ging es mit der Reise,
Denn die Thiere, schwer beladen,
Trugen ja den reichen Segen
Von des Sultan Mahmuds Gnaden.

Nur ein Mann, wie Sultan Mahmud,
Der das Große ehrt und Schöne,
Der empfänglich ist für Dichtkunst,
Und die Meisterschaft der Töne, . . .

Nur ein solcher konnte senden
Solche fürstlich-reiche Gaben,
Einen greisen edeln Dichter
In dem Alter noch zu haben.

Säcke Goldes, Purpurdecken,
Edle Steine, schöne Waffen,
Persische Kasse und auch Wagen,
Um Bequemlichkeit zu schaffen.

Ja, es war zu reich und prächtig,
Für den Mann, der so bescheiden;
Und es möchten wohl die Boten
Den Beschenkten fast beneiden.

Sieh! . . . da zeigt sich Thos von weitem:
„Heil Ferdusi!“ — rufen Alle —
„Wir begrüßen dich Beglückten
„Mit der Freude Jubelschalle!“

„Ha! wie wird der Dichter stammeln
„Ueber dieses Reichthums Fülle;
„Ueber all die schönen Dinge
„Und die prächt'ge Purpurchülle!“

„Denn des Herrschers Gnade leuchtet
„Jedem Wurm im Erdenleben;
„Soll er einem großen Dichter
„Nicht auch Licht und Wärme geben?“

Und sie treiben an die Thiere,
Tummeln lustig ihre Pferde,
Daß dem vielberühmten Dichter
Bald des Reichthums Freude werde.

4.

Endlich ist die Stadt erreicht,
Doch sie müssen ruhig halten,
Da sich eben an dem Thore
Trauerzüge ernst entfalten.

Schmerz und Kummer in den Zügen
Steht des ärm'ren Volkes Menge;
Ernst und stille naht die Leiche,
Schlicht und ohne viel Gepränge.

Doch des Sultans Abgesandter,
Der den Zug der Schätze führet,
Ruft voll Stolz, in zorn'ger Eile:
„Platz für uns, wie sich's gebühret!“

„Wollen zu Ferdusi wallen,
„Königlichen Lohn ihm bringen,
„Wie der Sultan es befohlen,
„Für sein Dichten, für sein Singen!“

„Darum sagt: wo ist zu finden,
„Den der Schah so reich beschenket?“ — — —
Alles schweiget . . . doch zur Erde
Man den müden Schläfer senket.

Bleich und still und eingefallen
Ruht ein Greis hier auf der Bahre. . . .
„Ach! was soll dem todten Dichter
„Eures Goldes eitle Waare!“

„Gram und Kummer hat vollendet,
„Noth und Sorge auch, sein Leben.
„Lohnend wird allein den Dichter
„Seines Volkes Lieb' umschweben!“

D. F. Gruppe.

Das Goldschiff.

Gold fährt das Schiff — mit seinen stolzen Masten
In vollen Segeln schießt dahin der Kiel —
Gold, kalifornisch Gold, wie Korneslasten,
Und nur des Schiffes Eigner weiß, wie viel.
Der schreitet auf und ab am Hintertheile
Und überdenkt den schwindelnden Gewinn
Und immer fliegt das Schiff mit Windeseile
Im unermessnen Ocean dahin.

Gold ist die Nacht und sternenvoll der Himmel,
Ein Feuerstreif im Meer des Schiffes Geleit,
Und gankelnd folgen in dem Blutgewimmel
Piloten und Delphine meilenweit.

Can ist die Lust — und lind — die Fluten blinken,
Der alte Bootsmann sieht's, besorgt im Geist —
Die Segel flattern schlaff, die Segel sinken —
Jetzt ist es windstill — wißt ihr, was es heißt?

Es wolle Gott der Herr uns bald erlösen!
Laßt ein Gebet uns sprechen Gott dem Herrn,
Wahre sein Herz ein jeder vor dem Wesen,
Und fluchend Wort sei eurem Munde fern.
Wir haben Frucht vollauf, und haben Wasser —
Doch unser Leben steht in Gottes Hand!
So sprach des Schiffes Fürst, der stets ein Haser
Der Worte war, doch, wo es galt, sie fand.

Geduld, so heißt des Schiffers erste Tugend;
Muth, das ist viel, allein Geduld ist mehr;
Geduld jetzt lernt das rasche Blut der Jugend —
Denn eingefroren rings erscheint das Meer,
Am heißen Strahl erstarrt, ohne Welle,
Nur naht auftauchend dann und wann ein Hag,
Doch bald auch schwindet die bewegte Stelle,
Und Luft und Meer ist regungslos aufs neu.

Kein Vogel, der die schwere Luft durchschiffte —
Was ist des Sandmeers Wüste doch noch traut!
Da fliehet der Kies hin und da wehen Rüste,
Und lesbar wird des Leuen Spur erschaut,
Und Nachts, o Bonnelant! du hörst sein Brüllen;
Hier aber in dem gleich gewognen Meer,
Wie vor der Schöpfung ist's im Ewigstillen,
Wie nach dem End' ist's — athemlos und leer!

Und doch, der Sonnenball zieht seine Kreise,
Ein Maas der Leiden und der trägen Zeit,
Und dann die Stern' im ewigen Geleise,
Sie zeigen flammend die Unendlichkeit:
Ob dir ein schrankenloser Himmel offen,
Ein Meer, ein bodenloses, unter dir:
Bist du auch fest im Glauben und im Hoffen?
Sein oder Nichtsein ewig, fragt sich's hier.

Und näher rückt der Tod — nur gestern haben
Sie einen Greis bestattet in die Flut,
Und heute wird ein blühend Weib begraben
Mit ihrem Kind, das ihr am Busen ruht.
Sorgt für die Seel'! — ich seh' den Leib ermaten,
Denn Krankheit ist des Darbenden Genos,
Und blässer wird und ähnelicher den Schatten
Und schweigsamer des Schiffervolkes Trost.

Noch sorglos spielt die Jugend mit Gesange,
Wo alle hängen, sie ist froh und reich.
Der Führer sieht's vertieft: die frische Wange
Ist morgen auch wohl matt und sieberbleich!
Du willst ein Bootsmann werden, sei denn immer
Recht brav und rüstig, Junge, halt dich gut!
Er wandte sich, im Auge Thränenschimmer:
Bei Gott, gern brächt' ich heim dies muntre Blut!

Das Wasser theilen sie — wie karg gemessen!
Seid ihr so sparsam, Männer, mit dem Tod?
Faul ist der Trank und brennend Salz das Essen —
Sie rechnen aus die Tage noch der Noth;
Doch früher kommt Erlösung: wer entschlafen,
Wohl ihm, wenn er nicht wiederum erwacht!
Sie klagen nicht, es halten aus die Braven —
Und sich ein Opfer fordert jede Nacht.

Und stiller wird's — da wach ein Hauch ergossen?
Ein süßer Duft erfüllt des Schiffes Raum,
Dass auf dem Deck die lagernden Genossen
Mit bunter Schwing' umweht ein lichter Traum —
Von Nebenhügeln und von Winzerzügen,
Von Wonn' und Weinstaub in dem heim'schen Land —
Nur Einer wird verfinstert in den Bänen,
Und ernst zur Todeswaffe greift die Hand.

Verworr'ne Stimmen jetzt im untern 'Decke —
Er kann sie deuten: das ist Meuterei!
Sie findet Lohn, sie komm' aus dem Versteck:
Und wild und wüthend tönt herauf Geschrei:
Denn, weh, das Weinsaf haben sie gefunden,
Das jener bis zum letzten aufgespart.
Sie streiten — und es fliehet aus offenen Spunden
Das erbe Raß — der Kampf wird blutig heiß.

Entschlitten kommt ihr das Gold der Tonnen,
Den Goldsand schaufeln wie gespeichert Korn,
Ihr hättet nicht die Eier erregt, entsponnen
Nicht solchen Streit, geschürt nicht solchen Born:
Doch Wein hier, Wein, den arger Geiz verborgen,
Dass er den Sterbenden nicht Labung bot,
Um nur für sich, so wähten sie, zu sorgen —
Sie riefen: „Fluch ihm! Treff' ihn Pest und Tod!“

Vom Boden auf nun schlürfen sie die Fluten,
Bevor noch ganz das dürre Holz sie trank:
Das matte Blut entflammt von schäum'gen Gluten,
Es war der Hölle Geist, der sie bezwang.
Ihm drohn die Messer, der in grausen Rethen
Verpestet Wasser gab, und hatte Wein!
Er aber herrscht, und sich're Schiffe tödten;
Zwei ihrer sanken; dann erging Verzeihn.

Und stiller wird's im Raum, der Kreis ward enger,
Und ernster ward's mit jedem Morgenroth,
Und hoffnungsloser stets und immer bänger,
Und immer näher tritt der stiere Tod.
Der Schiffsherr sprach: Bedenket nun das Ende,
Den letzten Willen zu Papier nun gebt,
Vielleicht gelangt er in der Euren Hände.
Vielleicht dass von uns Einer überlebt!

Und wieder sprach er so und blickt' im Kreise
Die Männer messend an: Kurz ist die Frist,
So laffet denn — das sprach er ernst und leise —
Uns Gutthat üben, da es Zeit noch ist:
Es ward ein Knab' in unsre Hut gegeben,
Der Wittwe Sohn, die ferne sein gedenkt,
Er hat am längsten noch von uns zu leben,
Laßt ihn erhalten, ihn vor allen tränkt!

Sie sprachen Ja — und hielten es mit Treue,
So lange Blut die Adern noch durchrinnt,
Und keiner ist, den solches Wort gereue:
Die Männer sterben willig um das Kind.
Jetzt sinkt zuletzt der Führer um zu sterben,
Da hat den Knaben wilder Schmerz erfaßt,
Und jener segnet scheidend seinen Erben,
Denn ihm verschrieb er Schiff und Schiffes Last.

Er hebt sein Haupt noch einmal, öffnet wieder
Das Auge. Siehe Wolken! täuscht mein Blick?
Gott helfe dir! — Da sank sein Haupt hernieder
Und schon vollendet hat er sein Geschick.
Der Knabe barg sein Antlitz, Thränen flossen:
Verwaistet nun auf wüstem Ocean,
Geschieden auch der letzte der Genossen,
Den Blick erhob er fragend himmelan.

Da zuckt ein heller Blitz ihm grell entgegen,
Es rauscht, es woget um ihn her die Flut,
Es wettert fern und nah in lauten Schlägen,
Und steht des Himmels Bau in lichter Glut,
Die Wasser gießen nieder von der Höhe,
Trinkbares Wasser, Wasser süß und hell!
O daß es doch noch der Geschiedne sähe,
Des Himmels Manna, neuen Lebens Quell!

Er schlürft, er lebet auf. Die Taue knattern,
Der frische Windhauch streicht das Deck entlang,
Die Wimpel wehn, die schlaffen Segel flattern,
Sie spannen sich — dem höchsten Gotte Dank!
Den Knaben faßt die Murruth, in die Masten
Klimmt er empor, die Stangen und die Maa'n
Muß er besorgen, denn es heißt nicht rasten,
Sturm zeigt der Himmel, seine Boten nah.

Vom höchsten Mastkorb schaut er in die Weiten,
In's dunkle Meer, in's Toben schäum'ger Flut,
Er sieht die Wasser mit dem Himmel streiten,
Und jauchzend schwingt er seinen leichten Hut.
Jetzt aber treibt es ihn die Weiten nieder,
Wie schwach die Kraft, er klettert rüstiglich,
Er denkt an alles, denn es gilt, und wieder
Nun an das Steuer stellt der Knabe sich.

Allein, wie lenken? Fehlen doch die Sterne!
Und wenn sie schienen, er versteht sie nicht!
Er sitzt betrübt, gedenkend in die Ferne,
Und Thränen schleichen über sein Gesicht
Gedenkt der Mutter er im fernen Norden,
Die sorgt und weint — und dacht? — indeß ihr Kind
Das Goldschiff lenket, das sein eigen worden —
O, daß ihn heimwärts trieben Well' und Wind!

O könnt' er's lenken! Könnten heiße Thränen
Die Heimath finden, wie des Vogels Flug,
Und könnt' er's lenken mit der Seele Sehnen,
Leut' doch die Nadel ein geheimer Zug!
Er betet. — Ihn umfängt ein sanft Ermatten,
Er sinkt zurück — es wieget ihn das Meer —
Schläft er? — Vom Himmel fallen schwarze Schatten —
Sein Aug' erlischt — und Nacht ist rings umher.

Da braust der Sturm und siedend gähret die Welle,
Zum Abgrund öffnet sich der schwarze Schwall,
Jetzt macht die Welt ein jähes Flammen helle,
Und himmelan jetzt wächst der Woge Wall,
Und zwischen Höll' und Himmel hingestossen,
Ein Spielball in der Elemente Zwist,
Verschlungen in dem Weltmeer bald, dem großen,
Das Schiff, das nur ein Sarg noch ist.

Wär's möglich, daß es Stand hält solchem Toben,
Daß splitternd es in Trümmer nicht zerfällt,
Wenn eine Hand nicht in den Sternen oben
Es ob dem offenen Abgrund schirmend hält?
Es jagt der Sturm es über hundert Meilen,
Das ungelentete, herrenlose Schiff,
Ist's doch, als ob vor ihm sich müssen theilen
Nur Tief und Brandung und das Felsenriff.

Und sich, zur Küste wird es sanft getragen,
Es naht dem Wachtthurm, will's zum Hafen ein?
Ganz ohne Gruß? Ein überdecktes Wagen!
Von fernster Küste müssen's Männer sein —
Man ruft es an — nicht Antwort — und es streicht
Die Segel nicht. Kanonen spei'n vom Land
Das Eisen in die Klaut' ihm! — doch es weicht
Nicht von dem Kurs und steuert auf den Strand!

Die braunen Krieger eilen zur Schaluppe,
Umfahren erst das Schiff, besteigen's drauf;
Er selbst, der Fürst, am Ufer in der Gruppe
Der Würdenträger lauscht der Dinge Lauf. —
Ein guter Fang! Das Schiff ist ohne Leute,
Nur ein paar Leichen hier — doch reiche Frucht! —
Sie trugen in das Schatzhaus ein die Beute
Des unermeßnen Goldes, Tag und Nacht.

Die Leichen nahmen sie, sie zu bestatten,
Sie gönnten fromm den Weißen Erd' und Grab,
Um einzugehen in das Reich der Schatten,
Und wehrten singend böse Geister ab.
Mit Melodien, die die Haare sträubten,
Den Mann und Knaben legten sie zur Ruh —
Es ward kein Kreuz erhöht zu ihren Häupten,
Und keine Kunde flog der Heimath zu.



Lebet des Fräuleins Anna von Rohan

aus tiefer Trübsal um den Verlust ihrer Mutter
Katharina von Parthenay, welche am 26. October 1631
im Alter von 77 Jahren verstarb.

[Anna von Rohan, nicht minder ausgezeichnet durch Geburt und Geist, als durch ihre Frömmigkeit, war die Schwester des berühmten Führers der französischen Protestanten unter Ludwig XIII., sie verstand Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Sie starb unvermählt im Jahre 1646.]

(Französisch.)

O höre, höre, Herr, mein Flehen,
Das zu dir dringt aus bitt'rem Leid,
Nimm auf der armen Seele Flehen
Nach deiner Allbarmerzigkeit.
Mein Aug' und meine Seufzer sagen,
Was meine Worte dir nicht klagen,
Die Hände streck' ich bang dahin,
Wo ich des Trost's gewärtig bin.
Du hast verheißen, güt'ger Vater,
Bedrängten Herzen nah zu sein,
So laß mich hoffen, mein Berather,
Du wollst dem meinen Beistand leihn!

Ach, Herr, schier denen muß ich gleichen,
Die man in's dunkle Grab versenkt!
Von zweien Tagen, die verstreichen,
Ist einer — nur dem Schmerz geschenkt.
Mein Auge flucht das Licht beklommen,
Dem ist die alte Kraft benommen;
Mein Ohr verschlenkt sich überall
Vor des Gesanges süßem Schall;
Ich wandle nicht und bin ermattet,
Mir kann der Schlaf nicht Ruhe leihn,
Die Angst hat meinen Sinn umschattet,
Der Frost erstarrt mein Gebein.

Die lieb mir sind mehr als mein Leben,
Die mich beschützen treu und gern,
Nur Seufzer können sie mir geben
In höchster Noth — sie sind ja fern!
Ich weiß, daß ihrer Jeder klaget
Um diesen Schmerz, der an mir naget;

Mir ist nicht freud, daß für uns drei*)
Dies Kreuz zugleich verhänget sei.
Daß dieses Weh, so mir beschieden,
Auch meiner Brüder Herzen beugt —
Doch weißt Du, daß die Last hienieden
Dem milder Starken schwerer deucht!

Nach allen schreckendvollen Stunden,
So ich erduldet Nacht und Tag,
Nach Hast und Frost und schweren Wunden,
Nach Mangel, Noth, die auf mir lag —
Mußt' ich auch noch, zu bittrem Leiden,
Die Mutter sehn von hinnen scheiden! —
Du hast's gewollt, so muß' es sein,
Gesey ist uns der Wille Dein:
Du bist gerecht in allen Wegen,
Der mit dem Maaß des Rechtes mißt,
Und was Du thust, das dient zum Segen,
Weil Du die Güte selber bist.

Die Theure lenkte meine Pfade,
Mit Thränen denk' ich's immerdar —
Dir war sie Tochter, Herr der Gnade,
Bevor sie mir noch Mutter war;
Du hattest Dir sie auserkoren
Schon vordem eh ich ward geboren;
Ihr Glauben, ihre Frömmigkeit
Gehörten Dir nur allezeit.
Und weil Du gnädig, Herr der Welten,
Die guten Gaben uns bestimmst,
Soll's nicht als recht und billig gelten,
Daß Du, was Dein ist, wieder nimmst?

*) Ihre beiden Brüder, Rohan und Soubise, und sie selbst.

Warum durst' ich nicht mit ihr kommen
In's Grab, die immer mit ihr war?
Warum ward ich nicht aufgenommen
Mit ihr in Deiner Engel Schaar?
Warum gab Hunger, Kriegsbeschwerde
Nicht meinen armen Leib der Erde?
Warum, ach! ward für mich so leicht
Des mächt'gen Siegers Herz erweicht? —
Allgütiger, Du wollst nicht dulden,
Daß dieses Herz, wenn's zu Dir fleht,
Mehr Uebles thut, als es muß dulden,
Daß es Dich lästert im Gebet!

Sieh' an mit Milde mein Begehren,
Verzeih', daß mich der Wunsch erfreut,
Laß Dein Gebot mich trenn verehren,
Und was Du willst, o Herr, gebent.
Auf daß ich nicht dem Worte taub bin,
Daß du bist Gott, daß ich nur Staub bin,
Daß Du bist Alles, ich ein Nichts,
Ich böß, Du gut, o Quell des Lichts!
Die eitle Traurigkeit verjage,
Sie widerstreitet Deiner Huld:
Statt daß ich meine Leiden klage,
Laß mich verabscheun meine Schuld!

Laß meine Fehler mich bekennen,
Zeigt doch Dein heilig Wort uns an,
O Herr, daß keine Zahl sie nennen,
Und daß kein Maas sie messen kann,
Daß, was der eitle Sinn begehre,
Zahlreicher ist als Sand am Meere:
Ihn zählet keines Menschen Mund
Und keine Sprache thut ihn kund.
Doch wenn wir sünd'gen täglich, stündlich —
Vollkomm'ner Du in Rath und That,
Erzeigst Du Wohlthat unergründlich,
Weit über unsre Missethat!

Und dieß ist Deiner Güte Krone —
Drum bel' ich an vor Deinem Thron:
Du machtest Gott zum Menschensohne,
Auf daß der Mensch sei Gottes Sohn;
Du gabst dahin des Einen Leben,
Daß uns die Sünde sei vergeben:
Der Herr ward Knecht, reich an Geduld,
Der Gläub'ger nahm auf sich die Schuld!
Mir kommt, als Lamm von Deiner Heerde
Des treuen Hirten Leib zu gut,
Und der Geschaffnen Schuldbeschwerde
Wäscht ihnen ab des Schöpfers Blut.

So laß mich Deine Wunder loben,
Nicht klagen um mein wundtes Herz,
Laß preisen mich die Hand von oben,
Nicht weinen um den eignen Schmerz:
Und mag ich sterben, mag ich leben,
Sieh' Deinem Rathschluß mich ergeben —
Zu Dir nur wend' ich himmelwärts,
Mein Vater, Aug' und Hand und Herz!
Und Deine Liebe soll mich leiten,
Mein Ziel sei Deine Furcht allein,
Dann laß mich einst für alle Zeiten
In Deinem Himmel bei Dir sein.

Gisbert Frhr. Vintke.

Auch ohne Flügel.

Novelle

von

Walter Schwarz.

Den wolkenlosen Frühlingshimmel verklärte lichtiges Sonnen-
gold in strahlender Fülle. Neu erwacht schien die Welt: schwellende
Knospen an den Ästen, Verhengezwitscher in blauer Luft und
in den Straßen unabsehbar wimmelndes Menschenvolk, als habe
es heute Alle und Jeden herausgelockt, sich an der neuen Herrlich-
keit zu freuen. Im weitgeöffneten Fenster hing in goldbligendem
Käfig der Kanarienvogel, auch sein Theil Lenzeslust zu em-
pfangen. Junge Mädchen führten, still beseligt, ihre neuen
Frühlingskleider spazieren; selbst alte, kränkliche Leute hatten sich
heute — wohlverwahrt natürlich! — nach langer Winterhaft wieder
an die Luft gewagt, des warmen Sonnenscheins wohlthuendes
Behagen zu genießen. Und wie das liebe Himmellicht alles
Werdende weckend, Leben verlieh dem Leben selber, so griff
seine verklärende Macht auch über eine abgeschlossener Welt
hin, wo es stiller war und einsamer, aber darum nicht minder
schön. Es sandten die goldenen Strahlen, die in der Straßen
Gewühl heiter hineinsäuselten, ihre Lichtblicke auch den hohen,
feierlichen Räumen des Museums, über die Tafeln der alten
Meister hingleitend, welche sich hier bedeutungsvoll eine an die
andere reihten. Und galt es dabei auch kein neuerstehendes Dasein
an's Licht zu locken, wie es sich draußen rührte und regte im fei-
menten Grafe, an knospenden Bäumen, so schien in anderer Weise
doch auch hier der Frühling ein Zauberwort gesprochen zu
haben. Im Licht getränkt, wiesen die Gemälde heute allerlei
Schönheiten, die die graue Winterzeit lange verschleiert ge-
halten. Ueberraschend tauchte eine abgetunte Gestalt, die häufig
übersehen worden, im Schatten auf. Welche Tiefe entfalteten
die weichen, dunklen Falten dieses prächtigen Mantels; was
lebte nicht Alles auf jenem verschwimmenden Mittelgrund,
der sich bisher nur in einformigem Grau hinzuschoben schien.
Auf steinigem Boden sah man die Thautropfen, Krystalle und
Korallenweige, über die Hubert van Eyck seine frommen Pilger,
in Andacht versunken, hinschreiten läßt. Aus locker zusammen-
geballtem Gewölk rundeten sich lieblich Murillo'sche Engels-
körperchen heraus. Da, auf jener Andeutung der Könige, im
Stall zu Bethlehäm, wird sogar, am Balken aufgehängt, ein
Kreuzifix sichtbar, weil das heilige Zeichen nicht fehlen darf, wo
rechte Andacht wohnt. —

Die Sonne, die die verborgene Schönheit und den rührenden
Irrthum zugleich entschleierte, nahm ihren Weg weiter und weiter.
Und weil ihrer mildthätigen Gnade nichts zu abgelegt und
gering ist, machte sie es hell und frühlingsklar bis in den
schmucklosen, etwas verräucherten und jedenfalls sehr unordent-
lichen Raum hinein, der die Gallerie abschließt und an dessen

Thür wir groß angeschrieben lesen: „Kein Eingang.“ — Es
ist dies die Werkstatt des Professor Schmidt, der hier an blind-
gewordenen Gemälden den Firniß erweckt, Bilder-Schäden aller
Art mit wunderbar kundiger Geschicklichkeit anzubessern versteht
und durch seine Lasuren, mit vorsichtigem Pinsel nachhilft, wo
die unerbittliche Zeit selbst eines vielbewunderten Meisterwerkes
nicht länger schonen will.

Auch jetzt war der Maler bei interessanter Arbeit be-
schäftigt. Mit weichem, seidnem Käppchen pugte er an einer
tief nachgedunkelten Leinwand herum, die angefeuchtet, zauber-
hafte Lichteffecte, den Beleuchtungskunststücken eines Schalken nicht
unähnlich, wies, während sich traumhaft rasch Alles wieder
in Dunkel hüllte, sobald die Luft das glänzende Naß auf-
gesogen. Dann sah der Künstler von der Seite darüber hin,
rieb und pugte wieder — hauchte darauf; das Zauberbild kam
und ging und neckte ihn. Aber so ganz war er davon gefesselt
seine Spur zu suchen und festzuhalten, daß die übrige Welt
um ihn her gar nicht mehr für ihn da zu sein schien.

Der Professor Schmidt war ein alter Mann; vielleicht
nicht ganz so bejahrt wie er ausah, aber den Sechszigen doch
sicher nicht mehr fern. Sein grauer Malerrock umschloß eine
Gestalt, die von Jahren und steter Arbeit etwas gebeugt, klein
und unansehnlich erschien. Unter dem Käppchen von kirsch-
braunem Sammt, rahmte silberweißes Vorkenhaar ein feines,
freundliches, sehr angenehmes Antlitz ein. Das etwas wächsern
durchsichtige Colorit zeugte von langgenossener Stubenluft;
aber es stimmte harmonisch zu dem lichten Haar und dem
friedseligen Ausdruck dieser milden Züge. Als sei von den
alten Bildern, mit denen er ausschließlich lebte und webte,
etwas auf den Menschen selber übergegangen, so sah der alte
Schmidt aus, als gehöre er der Gegenwart nicht an; was
der klare Ausblick dieser alternden, sausten, blauen Augen an
Idealität verrieth, hatte wenig gemein mit dem positiven
Realismus unserer heutigen Tage.

Endlich hatte er genug auf der alten Leinwand herum-
gewirthschaftet. Er stellte sie gegen das Fenster in volles Licht;
räumte die Flaschen und Geräthschaften bei Seite, die ihm
während der Arbeit gedient und schlug eine große Mappe auf,
aus der er — erst Einiges umblättern — mehrere vergilbte,
mitgenommene Blätter herausfuchte, die er vor sich auf der
großen, rohen Tischplatte hinbreitete. Das Kinn in die Hand
gestützt, blieb er sinnend vor ihnen stehen, bald die Behandlung
überdenkend, die bei ihrer Restauration wohl anzuwenden sei,
dann über der Schönheit des Kunstwerkes selbst, auch das wieder

vergessend — ganz in Anschauen versunken. Die Sonne rühte unterdessen weiter und weiter in das Atelier hinein, auch an den Wänden hier und da allerlei interessante Denkmäler alter Kunst entschleiend: seltene Gypsabgüsse, ein prächtiges Schnitzwerk, das dem Beit Stoß Ehre gemacht hätte; unvollendete Malerversuche, Kartons und Entwürfe aller Art im buntesten Durcheinander. Und inmitten dieser halb wunderlichen, halb anziehenden Welt, in der er ganz zu Hause, stand der alte Mann — tiefe Stille um ihn her. Auch der Sonnenstrahl glitt lautlos über die Dielen am Boden hin.

Endlich wurden Stimmen im Neberraum vernehmbar; die Klinke an der Thür bewegte sich und durch die schmalgeöffnete Spalte schaute das fragende Gesicht des grauköpfigen Galleriedieners hinein.

„Herr Professor Schmidt noch hier? — Ja doch! — Bitte, Herr Professor, wollen Sie so gut sein! Diese Herrschaften wünschen Sie zu sprechen.“

Der alte Maler sah auf. In der Thüre, die seine Werkstatt mit der Gemäldegallerie verband, war neben dem treffensbesetzten Dienstrock des Aufsehers eine hohe, männliche Gestalt sichtbar geworden. Der Professor legte das Blatt nieder, das er eben in die Hand genommen und trat hinaus in den Bilderaal.

Der Fremde, der sich ihm hier, mit eines Cavaliers weltmännischer Art, grüßend als Graf Bergen vorstellte, mochte kaum jünger sein, als der Maler selbst; aber ganz anders trug er sich, aufrecht und vornehm. Sorgfalt und Eleganz ließen in seiner ganzen äußeren Erscheinung den Mann von Welt erkennen. Rasch und entschieden erschien er, sein Blick fest, vielleicht etwas kalt. Der lurländische Accent bestätigte, was er eben dem Maler mitgetheilt, daß er nämlich fremd sei hier am Orte.

„Ein Unfall, der meine Frau betroffen,“ berichtete er kurz und bündig, „nöthigt uns, einen längeren Aufenthalt hier zu nehmen. Meine Tochter hat künstlerische Interessen und möchte die Zeit nützen, ein Bild dieser Gallerie zu copiren. Ich höre, daß Sie Damen öfter bei solchem Unternehmen behülfslich sind. Würden Sie die Güte haben, sich auch meiner Tochter anzunehmen?“

„Eigentlichen Unterricht ertheile ich nicht,“ erwiderte mit bescheiden ausweichendem Lächeln der Professor, dessen etwas zögernde, ängstliche Weise sichtlich gegen das sichere Wesen des Grafen abstach; „meine Zeit erlaubt mir das nicht. Aber wenn es nur vorübergehend die Ueberwachung einer Copie gilt und wenn die junge Dame“ —

Jetzt erst, da sie auf seine letzten Worte hin, eine Bewegung sich ihm zu nähern machte, wurde der Professor der schlanken Mädchengestalt gewahr, die bisher vor Rafaels zart hingehauchter Madonna gestanden, ohne im Zusammenhange mit dem Grafen zu scheinen. Der Einwilligung froh, zu der sich Professor Schmidt halb und halb bereit erklärt, wandte sie nun den Kopf und lächelnd kam sie gerade auf den alten Maler zu. Zwei große, freundliche Augen blickten ihn lebendig an, aus einem klaren, blonden Gesichtchen, in dem sich etwas von dem Sonnenschein draußen gefangen zu haben schien. Sprechend ähnlich sah die Comtesse ihrem Vater, nur daß bei ihr Alles weicher, milder erschien; auch der fremdländische Accent im wohlthunenden Klange ihrer jugendfrischen Stimme.

„O, Herr Professor,“ redete sie diesen nun mit schmeichelnder Freundlichkeit an, „weisen Sie mich nicht ab! — Sie sollen gewiß nicht über mich zu klagen haben. Sehr fleißig werde ich sein. Ich nehme es ganz ernst mit meiner Arbeit und habe die Kunst sehr, sehr lieb! —“

Der alte Mann war im Augenblick gewonnen. Es lag in dieses Mädchens Art, in ihrem hellen, leuchtenden Antlitz, im Klange ihrer Stimme, ja in der Gebärde selbst, mit der sie ihm, ihre Worte begleitend, bittend wie ein Kind, beide Hände entgegenstreckte — etwas dem er nicht widerstand. Ein seines Noth trat ganz schüchtern, fast jungfräulich, auf seine wellen Wangen; er rieb die Hände, verneigte sich mehr als einmal gegen die junge Dame, wiederholend, daß er ja gern bereit sei ihr zu dienen, daß er sein Möglichstes thun wolle, u. s. w. Ihre Freude äußerte sich unverhohlen. Der Graf sprach in einigen knappen Worten auch seinen Dank aus; so war es rasch eine abgemachte Sache. Das Nähere ward besprochen und festgesetzt; dann gingen die Drei durch die Gallerie, ein Original auszuwählen. Vor lauter Begeisterung konnte die kleine Gräfin zuerst gar nicht zum Entschlusse kommen. Ueber jedes neue Bild, das sie sah, in neues Entzücken ausbrechend, hätte sie sich am liebsten an Allem versucht. Professor Schmidt, dem der Graf unterdessen kurz über die Leistungen der Tochter berichtet, wobei diese ihn lebhaft zu unterbrechen mehr als einmal Gelegenheit fand — suchte lächelnd ihren Enthusiasmus zu zügeln und endlich entschied man sich für ein faustgeregtes Madonnenköpfchen des Bernhard Ruini, das von süßer Anmuth, von zartestem Farbenschmelz, recht für eine Mädchenhand geeignet schien. Auch war es keine sehr umfangreiche Arbeit; die Copie konnte in der Zeit geleistet werden, die der Graf vorläufig für seine Anwesenheit festgesetzt. Vier Wochen waren das ungefähr. Die, meinte der Arzt, würden zur Heilung eines Armbruchs erforderlich sein, den die Gemahlin des Grafen bei ihrer Ankunft hier durch einen unglücklichen Fall erlitten, wodurch die Weiterreise unmöglich geworden.

Farben und Leinwand waren rasch zur Stelle geschafft und schon am nächsten Morgen ging Comtesse Agnes an ihr Werk. Sie copirte das Bild in der Gallerie selber; der alte Schmidt, der in seiner Werkstatt thätig blieb, kam ab und zu, einen Blick auf ihre Arbeit zu werfen. Das junge Mädchen war natürlich nur Dilettantin, ohne Ausbildung, ohne Technik. Aber ein gutes Auge für Farben und Formen unterstützte ihre Lust zur Sache; instinktiv fühlte sie das Richtige heraus und war die Art, wie sie es wiederzugeben versuchte, oft kindlich ungenau, so lag gerade in dieser Naivität eine Hingabe an das Original, die der Copie zu Gute kam. Des Professors Erfahrung half nach; hin und wieder zeichnete er selbst mit sicherer Hand in die Arbeit hinein, die auf diese Weise ein ganz hübsches Ansehen gewann, so daß Lehrer und Schülerin ihre Freude daran hatten.

Angeregt durch den täglichen Verkehr, bei dem das Streben sich recht mit einander zu verständigen, beide Theile natürlich zusammenführen mußte, entwickelte sich etwas wie Freundschaft zwischen dem alten Manne und der kleinen Gräfin. Dem Professor, für dessen ideale Anschauungen in der Kunst, die allgemeine Art, wie er sie aufgefaßt und genossen sah, meist viel zu roh und äußerlich war, that es wohl, in diesem blonden Kinde einer noch ganz jugendreinen Empfänglichkeit zu begegnen,

die nur hingewiesen sein wollte auf das Edle, wahrhaft Schöne, um sich in voller Begeisterung dem Eindruk zu erschließen. Des alten Schmidt stilles, gedankenvolles Gesicht klärte sich jedesmal zu einem sonnigen Lächeln auf, wenn er, den Gang herunterkommend, um die Ecke schaute, wo unter weltberühmten Correggios der kleine Luini hing und er dort das Comteschen emsig an ihrer Staffelei sitzen sah; in zierlich gewählten Gewändern freilich, aber das kräuselnde Blondhaar doch schlicht aus der Stirn gestrichen, achlos gegen alles Außenwerk mit Leib und Seele bei der Arbeit, die ihre innerste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sie pflegte ihm, wenn sie ihn leise auftretend, näher kommen sah, in seinem behaglichen, grauen Rod, auf dem Kopfe das Sammetmützchen, an dem er schmunzelnd ein wenig rückte, sie zu begrüßen, — gleich die kleine, zierliche Hand entgegen zu strecken, die nicht selten etwas Bistier oder Ultramarin mit gekostet. Und hunderterlei Fragen hatte sie dann an ihn zu richten, über die Mischung der Fleischtöne, über die Bewegung dieser Linie; besonders der Schatten unter der Nase machte ihr viel Noth; er wurde bald zu schwer, bald modellirte er nicht genug. Der Professor sah, wie redlich sie es meinte und nahm sich liebevoll ihrer Arbeit an.

Um seiner Schülerin manche Lehre, die er ihr in Worten gab, anschaulich zu machen, führte er sie auch vor andere Gemälde der Gallerie, erzählte ihr von den Meistern und wie sie gemalt; wie sie ihre Farben selber zubereitet und wie schon dadurch eine feine, individuelle Besonderheit in ihre Werke hineingekommen, die von der viel allgemeineren Behandlung neuerer Künstler so selten erreicht werde. Der Professor hatte die alten Maler studirt; er wußte von ihrem Leben, wie die menschliche Seite in ihnen entwickelt gewesen und welche oft wunderbare Schicksale sie auf Künstlerwege gebracht. Das Comteschen hörte seinen Erzählungen, die ihr oft legendenhaft anziehend erschienen, mit großen, lauschenden Augen zu. Sie hatte auf ihren Reisen manche Gallerie gesehen; hatte kluge Leute klug über München und Dresden, über die Coryphäen des Louvre sprechen hören. Aber wie der alte Schmidt davon erzählte, das war etwas ganz anderes; unwoven war es von allem Zauber des Vergangenen. Agnes meinte, hinter musizirenden Engeln den Goldgrund schimmern zu sehen, den so zart und fein jetzt Keiner mehr herzustellen vermag; nur blankes Metall bringt man zu Wege, keinen mildleuchtenden Träger des Himmlischen. — Wie ein Kind dem man Märchen erzählt, wollte sie immer mehr davon hören. Ohne innerlich besonders zu Kunstnerenschaft angelegt zu sein, glich sie der feinfühligsten Pflanze, die ihre Kelche immer der Sonne zuwendet. Aller Schönheit schloß sich die junge Seele durstig auf und wo ihr Verständniß noch nicht ausreichte, leitete ihr Gefühl sie doch fast immer richtig. Nur mit einzelnen Anschauungen ihres Lehrers konnte sie sich, vielleicht gerade durch ihren entschieden ausgesprochenen Schönheitsfönn gehindert, nicht unbedingt vertraut machen. Wenn Professor Schmidt sie an altdeutsche Kunst heran zu führen versuchte, schüttelte sie das Köpfchen, ohne sich ergriffen zu fühlen. Sie konnte diesen hausbackenen Gestalten, in ihrer ungeschminkten Lebenswahrheit, keinen Reiz abgewinnen. Rasch von ihrer scheinbaren Steifheit ermüdet, kehrte sie immer wieder zu den freieren Schöpfungen des beflügelten Genius zurück; zu Raphaels hehren Madonnen, zu den Goldtönen Tizian's; zu Correggios lächelndem Liebreiz oder des Veronesen prächtiger Gewandung. Der alte

Schmidt, obgleich selber ein treuer Anhänger der Deutschen, ließ sie ruhig gewähren; er wußte, daß erst langes Studium, vielleicht durch eigene Erlebnisse unterstützt, dazu gehört, um Sinn auch für diese ernstere Seite der Kunst zu wecken und hielt es Agnes Jugend zu Gute, daß sie den Blick dafür noch nicht gewonnen.

Eines Tages war das Comteschen in großer Verlegenheit wegen einiger Tropfen Oels, das in ihrem Fläschchen ausgegangen und das sie doch unerlässlich zum Aufrischen ihres Bildes brauchte. Nach einigem Hin- und Her-Ueberlegen entschloß sie sich, an die geheimnißvolle Thür „kein Eingang“ zu klopfen und ihren Lehrer um Aushülfe zu bitten.

Der Professor war nicht wenig erstaunt, statt des alten Galleriedieners, der sonst einzig und allein mit einer Anfrage oder Meldung in dies abgeschlossene Heiligthum eindrang, heute das lichte Mädchenantlitz herein schauen zu sehen. Natürlich zeigte er sich gern bereit, alle nur möglichen Oele herzugeben; aber in dem wirren Durcheinander seiner Umgebung war die Ausführung dieser guten Absicht nicht leicht zu bewerkstelligen. Es wollte sich durchaus kein Fläschchen finden, das auch nur annähernd geeignet schien, sich den rosigen Fingern des Comteschens anbieten zu lassen. Während der Professor nun auf allen Tischen, in verschiedenen Kasten unter den wunderbarsten Gegenständen herumkramte, konnte Agnes nicht widerstehen, die geheimnißvoll bunte Welt hier etwas näher zu ergründen. Es roch so eigen nach Firniß und Aether, nach allerlei frisch aufgetragenen Farben. Schritt für Schritt war sie näher herangekommen; endlich machte sie gar die Thür hinter sich zu und nun war sie wirklich drinnen im Atelier; zum ersten Male! —

„Also so sieht es in einer Künstlerwerkstatt aus? —“ sagte sie, in heiterer Verwunderung nach allen Seiten hin um sich blickend. Der Professor hatte eben das richtige Fläschchen gefunden, aber jetzt hat sie ihn, noch ein Augenblickchen bleiben zu dürfen. Er hatte nichts dagegen, forderte sie vielmehr auf, sich nach Belieben umzusehen und zeigte ihr sogar selber, was hier Alles herum stand und lag: alte, halb verwaschene Temperabilder in wurmfressigen Rahmen; Pergamentabfälle kostbarer Missale, die die Goldschläger in grobem Unverstand zum Umschlag ihrer Platten verbraucht; lange Papierrollen auf einander gehäuft, dick mit Staub bedeckt; dazwischen wieder leuchtend in aufgefärbten Farben ein altes Gemälde, an dem des Professors geschickte Hand eben Wunder gethan. Unwiderstehlich war es, hier herumstöbernd, auf Entdeckungen auszugehen. Mit kindischer Lust am Geheimnißvollen guckte das Comteschen in alle Winkel, drehte alle Blendrahmen um; ihr war zu Muthe, als müsse sie einen unbekanntes Schatz heben, dem sie forschend weiter und weiter nachging. Alles entzückte sie; selbst die Atmosphäre, die sie hier athmete, hatte ihren besonderen charakteristischen Reiz.

„Ja,“ rief Agnes endlich, ohne ihr interessantes Herumkramen zu unterbrechen, obgleich ihr Lehrer inzwischen wieder zu malen begonnen hatte; „das ist hier eine ganz verzauberte Welt, in der Sie, mein theuerster Professor, wie ein Magier walten, der Geheimnisse seltenster Farbmischung besitzt und Zauberformeln weiß, die Vergangenheit zu entschleiern. Nicht wundern würde es mich zu hören, daß Sie ab und zu hier überirdischen Besuch empfangen. Ich habe mir's immer gedacht und jetzt weiß ich es bestimmt: Sie stehen mit den Geistern der Alten unmittelbar in Verbindung; von ihnen selber erhalten

Sie Anweisung, wie am besten für die Erhaltung ihrer Bilder, der nachgebliebenen Kinder ihrer Seelen, zu sorgen sei. Alle Welt sagt es: kein Mensch versteht auch nur annähernd ein altes Gemälde zu behandeln wie Sie. Das haben Sie nicht von sich selber!" neckte das muntere Kind übermüthig weiter. „Hier, aus diesem klassischen Staube, hinter diesen ramponirten Tafeln und Papyrollen steigen sie empor, Ihnen persönlich ihre Aufwartung zu machen: Tizian, der Jünglings-Greis mit flammendem Blick, des Engelbruders sanftes Klosterantlitz; Mantegna und Francia; wildromantisch Salvator Rosa mit flatterndem Haar; am Ende gar der sagenhafte Leonardo, die silberne Lyra im Arm, die er selber construirte. O ich möchte hier sein um Mitternacht, wenn der Geisterreigen beginnt und Sie die Gewaltigen alle um sich versammeln, mein geliebter Meister!" —

Der alte Schmidt schüttelte ruhig den Kopf. „Nein,“ — unterbrach er sie lächelnd — „da irren Sie, Comtesse, die Herrlichen kommen nicht zu mir. Aus der Heimath ihrer Seelen, die sie jetzt gefunden, mögen sie nicht zurück in eine Welt, wo selbst ihr begnadigtes Sein oft nur Kampf war und Entbehrung. Aber ich bin zu ihnen gegangen — mit eines ganzen Lebens Kraft und Liebe, mit aufrichtigem, demüthigem Willen. Da hat sich mir, ohne Geisterputz, auf dem ganz natürlichen Wege treuer Arbeit Manches erschlossen, woran die Meisten freilich achtlos vorübergehen. Und wenn Sie sagen, liebe Kleine, ich verstehe es besser als Andere ein altes Bild zu behandeln, so kommt das nur, weil ich vor solcher Aufgabe mein eigenes, kleines Ich bei Seite setze, nur an Den denkend, den ich vor mir habe und der mir heilig, unantastbar sein soll. Es drängt sich dann wenigstens keine fremde Individualität in das Meisterwerk hinein, das meinen Händen anvertraut ist. Darin liegt das ganze Geheimniß.“

„Und das Ideale Ihres Wirkens,“ rief Agnes lebhaft „Nicht Jeder besitzt Selbstlosigkeit genug, immer vor Anderen zurücktreten zu können! — Aber was soll das hier? — Dies saubere Blatt zwischen den staubigen Brettern!“

Und aus einem Stoß alter, gegen die Wand gestellter Blendrahmen und Reißbretter, zog das Comteschen jetzt einen sorgfältig auf weißes Papier gelegten, wohl erhaltenen Holzschnitt hervor. Der alte Schmidt sah auf.

„Ei sich doch,“ rief er, „da müssen die Pestzwecken herausgefallen sein und mein schöner Dürer ist heruntergeglitten zwischen das alte Geröll. Nein, allerdings dahin gehört er nicht. Bitte, Comtesse, legen Sie mir das Blatt auf den Tisch dort; ich will es nachher wieder an seinen Platz gegen die Wand befestigen.“

„Warum liegt es nicht bei den andern Blättern in der Mappe?“ fragte Agnes.

Der alte Mann sah über das Blatt hin, das sie noch immer in der Hand hielt. „Weil ich dieses gern immer vor Augen habe,“ erwiderte er mit sanftem Klang der Stimme.

„Ist es denn so besonders schön?“ fragte das Comteschen, das aus sich selber, wie es schien, nicht unbedingt zu dieser Aufsicht kommen konnte.

Der Professor war aufgestanden. Ueber die Schulter seiner Schülerin blickte er schweigend auf den Holzschnitt. Er stellte eine thronende Maria dar. Engel, still-andächtigen Jünglingen

ähnlich, umstehen die Himmlische, ihr Früchte und Blumen reichend: Engel schweben aus strahlendem Gewölk herab, ihr des Himmels Krone aufzusetzen und wieder Engel spielen zu ihren Füßen, reizende, runderliche Kindergestalten in jubelndem Uebermuth auf Schalmeien blasend, Krüge mit seltenen Pflanzen mühsam in stämmigen Armen emporhebend. Des Kinderlebens ganze beseligte Mährigkeit ist in ihnen ausgedrückt. Nur eine kleine Gestalt steht still und unbeachtet in der Ecke: ein ernst-blickendes Engelden, das statt, wie die Anderen, Flügel an den Schultern zu tragen, einen Pilgerstab in der Hand hält. Der langen Gewänder flatternde Bewegung, ein nacktes Füßchen, welches unter ihnen sichtbar wird, scheint anzudeuten, daß der kleine Pilger weit, weit gewandert ist, bis er die selige Stätte erreicht. Auch bleibt er beim Glücke der Anderen still für sich, nur ein stummer Zuschauer; und doch fühlt sich der Frieden heraus, der darin liegt, daß er nun hier ist und in andächtiger Betrachtung den Stab niederlegen, den müden Fuß ruhen lassen darf.

Auf des Professors Gesicht trat ein besonderer Ausdruck, wie er sich mehr und mehr in die einfach gegebene Darstellung vertiefte. Er schien seine eigene Umgebung ganz zu vergessen und Agnes mußte endlich ihre Frage wiederholen, was denn nur so besonders schön an diesem Blatte sei?

„Ja,“ meinte da der alte Schmidt, „wenn Sie nur nach der Schönheit fragen, so lassen sich auch gegen diese Composition, wie gegen Vieles aus altdeutscher Schule, Einwendungen machen. Es drängt sich Alles ein wenig voll auf einander. Die Madonna könnte weniger handmütterlich gedacht, die Gewandung weniger knittig gefaltet sein. Correggio hat seine Himmelskönigin mit schwungvollerer Anmuth zwischen Engel und Wolken gruppiert. Aber sehen wir darüber hinweg, so ist gerade in diesem Blatte etwas so menschlich tief Rührendes, Ergreifendes ausgesprochen, daß ich Dürer lieb haben müßte, hätte ich auch nur diese einzige Arbeit von ihm kennen gelernt. Sie blicken mich fragend an, mein holdes Kind? — Ja, Sie werden am Ende von alledem gar nichts verstehen, denn sie gehören zu den glücklichen Engeln dort, die sich mit seliger Unbefangtheit in diesen himmlischen Regionen als auf ihrem Heimathboden bewegen. Aber nicht Jedem ist es so gut geworden. Wer ein langes Leben, in dem die Sonne nicht viel geschienen, wer weite Wege auf hartem Boden hinter sich hat, — der blickt mit eigener Empfindung auf den kleinen Wanderer dort in der Ecke, der, wenn er auch nicht voll mit genießt, doch hier sein darf, Himmelsluft zu athmen, ewiges Licht zu schauen; und wer dann recht bedenkt, was die endliche Gegenwart auch des Zurückgesetzten, unter den Seligen bedeutet, — der kann es dem großen Dürer nicht warm genug danken, wie er es so rührend in der kleinen, übersehenen Gestalt ausgedrückt, daß man auch ohne Flügel in den Himmel kommen kann, nur den Wanderstab in der Hand, den Blick unverwandt nach oben gerichtet.“

Agnes hatte bald den alten Mann, der zu ihr sprach, bald Dürers Holzschnitt angeblickt. Ob sie ihn recht erkannt, den tief innerlichen Zusammenhang, der zwischen Beiden waltete? Von ihrer sorglosen Jugend war das kaum zu erwarten. Aber vielleicht verlieh ihr das warme Herz, auch hierin ahnend ein Verständniß für das, was noch außerhalb ihrer Erfahrung lag. Sie sah sich den kleinen Dürer'schen Engel lange und ernst an. Das Blatt, das sie eben noch bekräfteln wollte, war ihr ordentlich ehrwürdig geworden. Ohne etwas zu sagen, suchte



C. Süssnapp del.

sculp. v. O. Coriell.

Auch ohne Flügel.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

sie sich die nöthigen Festzweckchen zusammen und befestigte es selber an die Wand.

Der Professor war inzwischen wieder an das Fenster getreten. Er hatte eine Scheibe darin geöffnet; die Malluft wehte mild herein, der rollenden Wagen Gerassel tönte nur fern und gedämpft bis hier hinauf. Endlich nahm Agnes das Kläschchen, um wieder an ihre Arbeit zu gehen. Aber ehe sie das Atelier verließ, reichte sie dem Professor noch einmal stumm die Hand. Er verstand, was sie ihm damit sagen wollte und blickte mit väterlich zärtlichem Wohlwollen über ihre liebe, freundliche Erscheinung hin. Ihm war nicht anders, als sei ein Sonnenstrahl mehr in seine Einsamkeit gefallen.

Auch er wollte nun wieder zu malen beginnen; aber wie ungestört er jetzt auch blieb, die eigenen Gedanken durchwebten seine Arbeit mit anderen Bildern und ließen ihn nicht vorwärts kommen. Endlich legte er seinen Malerapparat bei Seite und setzte sich in den alten Lehnstuhl vor Dürers Holzschnitt nieder. Vergangenes trat, zu neuem Leben erwacht, gegenwärtig vor seine Seele. — —

Die Zeit lag weit zurück, da er ein Jüngling gewesen, mit wallendem, braunem Lockenhaar. Es war in seiner Vaterstadt. Im dampfenden Bergfessel klemmten sich an dazwischen gestreckten Hügeln, die auf- und absteigenden Straßen hin. Dicht gegen bewaldete Bergwände angelehnt, waren die Häuser nur von einer Seite zugänglich, aber mit hübschen kleinen Vorgärten geziert, die terrassenförmig nach der Straße hinunterstiegen. Aus gelbem Gestein sprudelten heiße, heilsame Quellen hervor, die der Stadt eine wohlverdiente Verühmtheit erworben. Während einiger Sommermonate strömten ihr, Zugvögeln gleich, bunte Schwärme fremder Gäste aus aller Herren Länder zu. Im Frühjahr und Herbst dagegen lag des Gebirges ganze, stille Poesie über ihr und im Winter war sie eine kleine Stadt, wie jede andere, in der man beim Lampenschein um den Familientisch sitzt, sich zum Kaffee besucht und Einer immer ganz genau von des Anderen Treiben unterrichtet ist.

Heinrich Schmidt war der Sohn eines Badearztes, der, um beschränkten Mitteln nachzuhelfen, auch Fremde in seinem Hause logirte. Des Knaben Phantasie ward frühzeitig durch das Kommen und Gehen sehr verschiedenartiger Gestalten angeregt. Er sah berühmte Staatsmänner, namhafte Künstler, die schönsten Frauen in oft fremdländischen Gewändern, im Vaterhause einkehren, unter den rundgeschuittenen Kastanien vor der Thüre sitzen. Nicht selten trat er mit Diesem oder Jenem in eine Art von Verkehr, der Eindrücke in seiner Erinnerung zurückließ. War es wieder still geworden am Ort, so stieg Heinrich hinauf in die Berge, in ihrer weiten Einsamkeit zurückzuträumen an seine Erlebnisse, nachzusinnen, was der nächste Sommer bringen könne. Eine besondere Gefühlsinnigkeit, die ihm angeboren, ließ ihn Alles tief und warm ergreifen. Er dachte sich Möglichkeiten aus, baute eine über der anderen auf, je kühner, desto besser. Als sich später Gelegenheit dazu bot, verfehlte dies innere Schaffen nicht, sich auch nach außen hin eine Form zu suchen. Ein junger Maler, der Illustrationen für Journale zeichnete, wohnte während einer Saison in des Doktors Haus. Heinrich sah mit lebhaftem Interesse, wie er vorüberziehende Gestalten mit wenigen, sichern Strichen in seinem Skizzenbuche festhielt, und versuchte, nach Kinderart, es ihm nachzutun. Natürlich wurden es nur kindische Figürchen,

die er schuf, aber der Maler, der des Knaben Lust sah, ließ ihn spielend ein wenig zeichnen. Tanten und Vafen staunten in höchster Bewunderung die überraschenden Leistungen an, die Anlaß wurden, daß man Heinrich in eine Zeichenschule that. Schon damals stieg der Gedanke in ihm auf Künstler werden zu wollen, und die ganze kleinstädtische Verwandtschaft, der das imponirte, stimmte bewundernd ein, überzeugt, daß er dazu geboren sei. —

In den Jahren, die darüber hingegangen, war der kleine Badeort mehr und mehr Mode geworden. Immer bunter gestaltete sich das Leben dort, immer erregender wirkte es auf Heinrich ein, der sich in kühnen Phantasien schon selber auf einer Höhe träumte, wie er sie ruhmgekrönt, hier von Einzelnen erreicht sah. Auch war er nun kein Knabe mehr und zwischen das prächtige Gewebe seiner hochgespannten Lebenserwartungen, schlang der holte Zauber erster Liebe seine goldenen Fäden.

Wunderschön war sie — Helene — des angesehenen Rathes einzige Tochter. Wenn auch um eine Anzahl Jahre jünger als Heinrich, war sie ihm doch bereits in den Spielen der Kindheit eine muntere Gefährtin gewesen und es lag schon damals etwas von Verehrung und Anbetung in all den zarten Rücksichten, die er, ganz gegen Knabenart, an ihrem holden, fein organisirten Wesen übte. Später lehrte ihr geringeltes Lockenhaar auf allen Compositionen des jungen Künstlers wieder und da die halbe Stadt in erwartungsvollem Stolz auf das Genie blickte, das aus ihrer Mitte aufzublühen versprach, entging auch diese Huldigung der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht. Man fand es endlich ganz natürlich, daß der angehend berühmte Mann und die junge Schönheit für einander bestimmt sein müßten. Sogar Helene's Vater erklärte sich einverstanden, des jungen Schmidt glänzende Aussichten als Aequivalent für rollende Thaler gelten zu lassen. Und Helene? Sie hätte kein Mädchen sein, es hätte ihr ganzes Jugendleben nicht in dem des Freundes wurzeln müssen, wäre sie unempfindlich geblieben, wo sie sich warm geliebt und öffentlich verherrlicht zugleich sah. So schien denn Alles auf guten Wegen, halb noch ein Kinderglück und doch schon verheißend für die Zukunft.

Ein paar harmlose Jugendjahre waren spielend an den Glücklichsten vorübergeglitten. Mit Heinrichs Künstlerschaft sollte nun Ernst gemacht werden. Nachdem er am Orte, wie er glaubte, gründliche Vorkenntnisse erworben, waren noch zwei Jahre in der Residenz bestimmt, seine Ausbildung zu vollenden. Nach Ablauf dieser Frist sollte er heimkehren, Helene als seine Braut zu empfangen. Sein Vater, dessen Praxis einen glücklichen Aufschwung genommen, machte ihm dann Hoffnung auf eine Reise in den Süden, ehe er den häuslichen Heerd begründen würde, wo und wie seine Neigung es ihm eingeben wollte. An seinem Gelingen zweifelte er eben so wenig wie Andere. Es waren weit hinaus greifende Pläne, die sich darauf gründeten. Das Veraussehende, das in ihnen für Heinrichs Herz wie für seinen Ehrgeiz lag, half ihm selbst über den Abschied von der Geliebten hinweg, der ohnedies noch nicht schwer in die Waagschale zu fallen pflegt, wenn man zwei und zwanzig Jahre zählt und sich auf Leben, Glück und Wiedersehen noch unbedingt verläßt, mit der Sicherheit erfahrungsloser Jugend.

Die erste Enttäuschung trat an Heinrich heran, als man auf der Akademie seine Leistungen zwar talentvoll, aber durchaus nicht hervorragend fand. Die Art wie man ihn hier beurtheilte,

war himmelweit verschieden von der heimischen Bewunderung, an die er sich nur allzusehr gewöhnt. Wo im Zusammenfluß aller Kräfte nur bedeutende Capacitäten, höchste Ziele erreichend, sich vor der Masse auszeichnen vermochten, wo im stuhenden Treiben der großen Stadt Neues täglich Neuerem weichen mußte, wurde Heinrich, bei nur mittelmäßiger Begabung, eine Demuth aufgedrängt, in die er sich nicht willig fand. Natürlich wählte er, nur nicht richtig gewürdigt zu werden; war verstimmt, arbeitete mit weniger Lust und kam dem zu Folge auch nicht vorwärts, wie es zu wünschen gewesen. Als er dies Letzte wenigstens selber einsehen mußte, verlor er gänzlich den Muth. Hoffnungslosigkeit steigerte sein Unvermögen. Von einem Extrem rasch in's andere fallend, hielt er es überhaupt für verfehlt, sich der Kunst gewidmet zu haben. Schon sann er auf andere Wege, die er einzuschlagen im Stande sei — aber ein gewisses Schamgefühl, die Erwartungen, die er auf sich gerichtet wußte, unerfüllt zu lassen, hielt ihn doch wieder auf seinem Plage fest. Der Gedanke an Helene indessen, der ihn vordem begeistert hatte, war ihm jetzt verwirrend, drückend. Als Preis außerordentlicher Leistungen war sie ihm, dem Unbemittelten, Namenlosen, versprochen worden — durfte er noch einen Anspruch an sie erheben, wenn er, unbekannt und unbedeutend, sich in nichts hervorthat? — Die Antwort, die er sich darauf geben mußte, war keine beglückende. Ein Schleier fiel über die Zukunft, die er sich so schön angemalt.

Inmitten dieser inneren Conflict, erhielt er die Nachricht, daß sein Vater plötzlich gestorben sei. Es war der erste äußere Schicksalsschlag in Heinrichs Leben, aber er traf ihn hart. Noch ehe seine Studienzeit abgelaufen, kehrte er nun in die Heimath zurück. Sie wies ihm ein ganz anderes Gesicht, als bei seiner Abreise. Wie seine Aussichten in das Zukünftige hinein wankend geworden, war nun auch die Vergangenheit zerstört; verödet das liebe Vaterhaus, die tränkende Mutter in drückender Lage zurückgeblieben; denn der Doctor, der bei steigender Bedeutung des Badeortes auf die wachsenden Einnahmen einer langen Lebensdauer gerechnet hatte, war — vielleicht auch um die Ausbildung seines Sohnes zu bestreiten — weit über seine Mittel hinausgegangen und hinterließ gänzlich zerrüttete Verhältnisse.

Unter dem Druck dieses unerwarteten Unglücks, wagte es Heinrich kaum, sich Helene wieder zu nahen und an die Hoffnungen zu erinnern, die man ihm einst eröffnet. Aber wenn zartfühlende Gewissenhaftigkeit auf seiner Seite ihn schen und zurückhaltend machte, so war in Helene wieder Großmuth, eine völlige Abwesenheit jeder kleinlichen Selbstsucht, so sehr Grundzug des Charakters, daß sie gerade in der jetzigen Situation ihr Glück, ihren Stolz darin fand, dem Geliebten unbedingt Treue zu halten. Auch ihr Vater ließ in ehrenhafter Rechtschaffenheit den jungen Mann das Mißgeschick nicht empfinden, das ihn unverschuldet betroffen, und die Verlobung ward gefeiert, wie es vordem beschlossen worden. So hielt denn Heinrich wirklich ein Glück in Händen, groß und beseligend genug, ihn alles Andere darüber verschmerzen zu lassen.

Eine friedlichere Stimmung kam über ihn. Er lebte nun ausschließlich mit seiner Brant; schöner denn je, war Helene jetzt erst zur vollen Jugendblüthe herangereift. Anfangs hatte es Heinrich ein wenig gekränkt, daß sie in den zwei Trennungsjahren sichtlich gewachsen, ihn jetzt körperlich beinahe überragte, eine hohe überaus edele Gestalt. Aber er gewöhnte

sich daran. Auch kleidete es sie so gut, daß er es endlich gar nicht anders hätte haben mögen.

Er malte Helene; ein schöneres, liebreizenderes Modell hatte ihm noch nie gesehen. Wie ehemals fand, was er schuf, hier unter den Seinen ungetheilten Beifall. Natürlich — diese Leute hatten es ja entdeckt, daß er ein Genie sei; sie konnten sich doch nun nicht selber Lügen strafen, indem sie einen Stämper in ihm erkannten.

„Vortrefflich! Zum Sprechen ähnlich, entzückend! Er übertrifft noch die Natur“ — hieß es von allen Seiten. Ach, es that wohl das einmal wieder zu hören. Die alte Heimathluft, in der Heinrichs beste Hoffnungen gekümt und aufgegangen, wehte ihm noch einmal schmeichelnd entgegen. Wo Andere so unbedingt an ihn glaubten, war es da nicht natürlich, daß er selber wieder Zutrauen zu sich gewann? — Er arbeitete mit neuerwachter Begeisterung.

Aber nicht lange vermochte ihn die Bewunderung, die er weckte, zu täuschen. Als sein Bild halb vollendet war, genügte es ihm selber nicht. Steif war es, kalt. Der Hauch des Lebens fehlte, der befehlende Funke. Was Jene bei mangelndem Kunstverständnisse ein Uebertreffen der Natur nannten, war nur, daß die Natur unerreicht geblieben. Als sich Heinrich dessen bewußt wurde, verlor er allen Muth und kein Lob und Preisen von außen her vermochte ihn wieder aufzurichten. Er malte das Bild nicht fertig. Sagen konnte er Helene nicht, warum er die Arbeit nicht vollendete; ihm war, als hiesse das ihr bekennen, daß er ihrer nicht werth sei. Und davor schreckte er zurück. Lieber wollte er noch einmal mit unsäglichem Fleiße ein neues Streben beginnen. Von einer Reise nach Italien, wie sie vordem in seinen Plänen gelegen, konnte jetzt freilich die Rede nicht mehr sein. Helene's Vater hatte ihm zwar angedeutet, daß er bereit sei, die Mittel dazu herzugeben; aber Heinrich dünkte es zu viel, auch das noch anzunehmen. Er ging zurück in die Residenz, allen Hochmuth, den er ehemals mitgebracht, bei Seite lassend, mit Aufwand aller Kräfte noch einmal sein Bestes zu versuchen.

Eine allgemeine Kunstausstellung war für den Herbst angesetzt. Heinrich begann ein Bild zu diesem Zwecke zu malen. Er richtete sein Leben klösterlich ein und gönnte sich weder Zerstreuung noch Raft, um durch nichts von seiner Arbeit abgezogen zu werden. Wie immer war er anfangs guten Muthes, bis dann wieder Zweifel kamen, ein ängstliches Gefühl eigener Unsicherheit, das ihm ganz im Gegensatz zu seinem anfänglichen Selbstgenügen, innere Qualen bereitete. Helene's Briefe waren die einzigen Lichtblicke in dieser Zeit neuen Kampfes.

Zu Pfingsten hatte man ihn daheim erwartet, aber er konnte von seinem Bilde nicht loskommen und gab die Reise wieder auf. Helene, die sich auf das Wiedersehen gefreut, schrieb zwar betrübt über Heinrichs Ausbleiben, aber auch wieder sichtlich erfreut, ihn so eifrig in seinem Berufe zu finden. Sie war innerlich ganz darauf angelegt, eine solche Hingabe würdigen zu können; denn aus dem blonden Kinde, für dessen elfenhafte Schönheit sich schon Heinrichs Knabenträume begeistert, war eine charaktvoll ausgeprägte Natur herangereift, die die Dinge ernst nahm und sich in dem was Noth that, durch keine unzeitige Gefühlslosigkeit beirren ließ. Sie und da hatte Einer das wärmere, aufschmeigende Element an ihr vermissen wollen; aber mit Unrecht. Sie trug es in sich, nur ohne es durch häufiges

Darhin nach außen hin abzunutzen. Alles kleinliche Wesen, das Frauen oft reizend, aber nicht tiefer macht, war ihr fremd. Klar und stark empfindend, konnte sie sich nie auch nur um einen Schatten anders geben, als sie innerlich gestimmt war. In unverbrüchlicher Wahrheit war ihre Natur begründet. Welch treues Festhalten sie dabei an dem Iste, was sie für recht und gut erkannt, ohne jeden selbstlichen Rückgedanken, das hatte sie ihrem Verlobten in seinem Unglück bereits bewiesen.

Heinrichs Vaterstadt schien in diesem Jahre besonders viel auswärtige Gäste anzuziehen. Man hörte allgemein, daß der kleine Badeort überfüllt sei. Auch Helene schrieb davon. Sie schrieb jetzt überhaupt häufiger als sonst, berichtete ausführlicher von ihrem Leben, was jeder Tag gebracht hatte, wen sie von den alten Bekannten gesprochen — es war, als treibe sie ein besonderes Verlangen, ihren Verlobten an Allem Theil nehmen zu lassen, was sie betraf. So sehr diese Absicht Heinrich erfreuen mußte, trat ihm dennoch in der Art, wie sie sich befandete, manchmal etwas entgegen, das nicht unbedingt in Helenens Eigenthümlichkeit lag und ihn deshalb fast fremd in den sonst so lieben Briefen verführte. Dann war es ihm, als stände im Hintergrund von alledem etwas, das sich nicht nannte und das doch da war. Es beunruhigte ihn gerade nicht, aber es machte ihn nachdenklich und weckte doppelte Sehnsucht in ihm, Helenen endlich doch wiederzusehen.

Erdrückend heiß war der Sommer. Von Stubenluft ermattet, von ununterbrochener Arbeit übermüdet, fühlte sich Heinrich endlich einer Erholung bedürftig. An seinem Wilde blieben ihm nur noch wenige Retouche zu machen übrig. Vielleicht kam es auch der Arbeit zu Gute, wenn er zwischen durch einmal Blick und Gedanken an anderen Eindrücken erfrischte. Wo konnte er das lieber thun als bei Helenen! Ihre Briefe riefen ihn ohnedies. So ließ er denn sein Bild trocknen, schnürte ein leichtes Bündel und reiste in die Heimath.

Der schwüle Abend hing grau über dem Gebirge, als Heinrich, den Bahnzug verlassend, die kurze Strecke Weges in die Stadt hinein zu Fuß zurücklegte. Schweres, tiefhinabreichendes Gewölk schnitt den schwarzgrünen Bergen die Klippen ab; wo es sich fernhin noch finsterner zusammenballte, fuhr hie und da ein Blitz lautlos durch die dunklen Massen hin. Etwas Banges, Erwartungsvolles schwebte in der Luft. Als Heinrich die wohlbekannte Straße hinunterschritt, wirbelte feiner, mehlmweißter Staub vor ihm auf; die Blumen in den hübschen Anlagen der Promenade senkten weh ihre Häupter; Alles schien nach einem erfrischenden Regen wie nach Erlösung zu schwadten.

Heinrichs Herz war doch immer aufs Neue bewegt, wenn er die Umgebungen wieder sah, wo er als glücklicher Knabe gespielt, wo alle holde Mäckerinnerung vergangener Tage fast mit der Gegenwart Klarheit wieder vor ihm erwachte. Dies war seines Vaters Haus! Es hatte einen anderen Anstrich bekommen. In dem Garten bewegten sich fremde Gestalten, die den Wanderer verwundert anblickten, der verweilend an dem Hause empor sah, als wollten sie sagen: was gehst du an? — Auch seine Mutter war fortgezogen von hier; das Haus war verkauft, alle Bande gelöst, die ihn einst an dieses Fleckchen Erde gefesselt. Er ging weiter. — Bunt drängte sich ihm das muntere Babeln entgegen. Hübsche Frauen in lustig zierlichen Kleidern lustwandelten plaudernd. Vor allen Thüren sah man, Lust zu schöpfen. Weitgeöffnete Fenster erschlossen in

sommerlicher Freiheit auch das innere Leben der Häuser. Hier klang ein Forte-Piano, dort weinte ein Kind. Vor dem Kurhause saß die elegante Welt auf geflochtenen Gartenstühlen und aß Eis; die Brunnennmusik spielte unter blaugestreiftem Zelt. Auch der lahme Herr und die kranke Dame im Rollstuhl hatten sich dazu eingefunden. Es waren dieselben Eindrücke, die Heinrich als Kind empfangen; derselbe Polenwalzer klang an sein Ohr; heimlich murmelte der Bach dazwischen, an dessen Rande blauäugige Bergglockenblumen blühten, heute wie vor langen Jahren. Aber für Heinrich war es doch etwas ganz anderes geworden und die schmerzlichen Erinnerungen des Erlebten mahnten ihn, daß es die alte Zeit nicht mehr sei.

Nur Eins — Eins blieb ihm gerettet. „Helene!“ — jauchzte seine Seele, als er am Ausgang der Straße das stattliche Haus vor sich sah, mit dem blühenden Vorgarten, in dem prächtige Lindenbäume, dicht zusammengedrängt, das behaglichste Sitzplätzchen dufend beschatteten. Er kannte das Haus, den Garten; unter den Bäumen dort hatte er mit ihr gegessen. Was war Alles was er verloren, gegen ihren Besitz! — Mit besflügelten Schritten eilte er weiter; sein Herz brannte der Geliebten entgegen.

Als er sich dem Hause näherte, sah er bunte Kleider unter den Bäumen schimmern; auch ein weißes, jugendliches Mädchen-gewand. Der Abend dämmerte schon herein. Eine Dienerin trat aus der Thür und trug Windlichter in klaren Glasglocken auf den Tisch unter die Bäume; in der helleren Beleuchtung erkannte Heinrich zuerst die alte Tante, die dem Rath das Haus führte. Sie saß und nähte emsig an einer großen Stiderei. Neben ihr, aber an der anderen Seite des Tisches, Heinrich den Rücken wendend, saß ein Offizier in fremdländischer Uniform, eine hohe stattliche Figur, von vornehmer Haltung wie es schien. Er las laut vor. Heinrich verstand nichts davon, denn von rückwärts tönte ihm noch die Brunnennmusik in's Ohr und verwirrte die Klänge.

Dem Offizier gegenüber saß Helene. — Hell von dem Lichte beleuchtet, das in der unbewegten Luft ruhig vor ihr brannte, war ihr Antlitz dem Freunde, dessen Nähe sie nicht ahnte, voll zugewendet. Es sah ernster aus als sonst, dies schöne Mädchenantlitz; auch bleicher. Nur in den Augen regte sich etwas, dem Wetterleuchten ähnlich, das über dem fernem Himmel zuckte; auch hier war es, von beginnendem Kampfe zeugend, ein Aufglühen aus tiefstem Seelengrund. Sie wandte keinen Blick von dem Lesenden. Endlich schwieg die Musik; nun konnte auch Heinrich des Fremden Stimme vernehmen und weich und tönend erschien sie ihm, von ungewöhnlichem Wohlklang. Ein eigener Zauber webte sich um das hell hervortretende Bild im dämmrigen Schatten der Bäume. Warum geht es mit einem Male fast wie eine Hand von Eis über dein Herz hin, armer Lauscher im Schatten dort, der nicht dazu gehört, den Keiner bemerkt? — —

Bei einem Abschnitte angelangt, legte der Offizier das Buch nieder und Heinrich stieg die wenigen Stufen hinauf, die in den Garten führten. Der knisternde Kies unter seinen Tritten verrieth ihn, noch ehe er in voller Beleuchtung stand. Die Drei am Tische sahen auf. Helene hatte ihn gleich erkannt. Auf ihr Antlitz trat etwas — Schreck wäre zu viel gesagt — aber ein Aufleuchten harmlos überraschter Freude war es auch nicht. Dennoch streckte sie Heinrich rasch die Hand entgegen,

mit den Worten: „Wie gut, daß du wieder da bist!“ „Dies ist der Maler Schmidt, mein Verlobter,“ stellte sie ihn mit einer gewissen Hast dem Fremden vor, der sich grüßend erhob und hatte. Heinrich sah in ein offenes, edles Gesicht, dem die breite Narbe über der Wange nichts von seiner ritterlichen Schönheit nahm. Mit dem Heldenhaften dieser männlichen Erscheinung war die weiche Stimme, die vorhin geklungen, kaum in Uebereinstimmung zu bringen. Aber vielleicht lag gerade in diesem Contrast ein Reiz mehr.

Helene stellte nun auch den Fremden vor — sie nannte einen Namen von russischem Adel —; dann saßen sie Alle nieder, Heinrich neben der Braut. Eine fühlbare Befangenheit, wie sie übrigens beim unerwarteten Wiedersehen Verlobter nicht selten ist, schwebte über dem kleinen Kreise. Heinrich hielt Helenens Hand — sie zu küssen hätte er kaum gewagt in Gegenwart des fremden Mannes.

Zwischen wiederholten Pausen, in denen die Unterhaltung immer wieder bekommen hängen blieb, ward von gleichgültigen Dingen gesprochen. Helene erzählte, daß der Vater auf einer Gebirgstour sei, von der sie ihn erst morgen zurück erwarte. Der Fremde sah ihr gegenüber wie vorhin; aber jetzt hatte er sich so gewendet, daß er fort von ihr, in das Dunkel der Bäume blickte. Die weißen Lindenblüthen flimmerten wie kleine Sterne im Blätterwerk und dufteten berauschend süß.

Endlich erwähnte der Russe etwas von vorgeschrittener Abendstunde, auch daß das herauf kommende Wetter es wohl bald nöthig mache, sich ins Haus zurückzuziehen. Darauf nahm er das Buch, aus dem er gelesen und verneigte sich. Als er Helenen gegenüber stand, konnte es Heinrich nicht entgehen, wie prächtig die beiden hochgewachsenen Gestalten nebeneinander anzusehen waren. Helene wünschte dem Fremden gute Nacht, ohne seinem Blicke zu begegnen. Dann sah ihn Heinrich durch den Garten nach dem Hause gehen.

„Der Vater hat ihm zwei Zimmer im oberen Stockwerk vermietet,“ erklärte Helene, noch ehe Heinrich sie darum befragt; „er hätte sonst wieder abreisen müssen; es ist Alles überfüllt in diesem Jahre.“

Nun räumte auch die Tante ihre Arbeit zusammen. Sie wollte ein Zimmer für Heinrich herrichten lassen, aber er lehnte es ab. Er habe seinen Koffer zu einem Freund geschickt, bei dem er wohnen könne; das sei schon abgemacht.

„So will ich wenigstens für ein Nachtmahl sorgen,“ meinte die alte Tante; „Reisen macht hungrig und von der Liebe allein wird Keiner satt.“ — Sie ging und ließ die Verlobten allein.

Als habe die Spannung, die die äußere Atmosphäre drückend belastete, sich auch zwischen diese zwei Herzen gedrängt, so saßen Heinrich und Helene einander nun gegenüber; ob stumm, ob redend, das rechte Wort wollte sich nicht finden, sie von diesem Banne zu erlösen. Helene wiederholte es noch ein paar Mal, wie gut es sei, daß Heinrich gekommen; aber sie sagte es ohne Freundigkeit, auch ohne den Grund anzugeben, der es sie finden ließ. Und ihre Wangen waren so bleich, so ruhelos ihr Blick. —

Nach einer Weile stand Heinrich auf. Er trat an die niedrige Mauerbrüstung, die den Garten gegen die Straße hin abschloß. Tiefes Dunkel lag weit umher; dumpf rollte jetzt der nahende Donner. Heinrichs Herz war wie zusammen-geschmürt und oben am Himmel kein Stern — kein Trost, wohin er blickte.

„Helene,“ sagte er endlich, „mich dünkt, es ist Etwas anders geworden, seitdem ich zum letzten Male hier war.“

Sie sah ihn rasch an und sah eben so rasch wieder von ihm fort.

„Ich weiß nicht, was du meinst,“ entgegnete sie kurz; „zwischen uns kann ja nichts anders werden; wir sind einander doch sicher, denke ich.“

Es klang ein entschiedenes Wollen, etwas wie ein Entschluß, den sie sich selber aufzwang, aus ihren Worten; aber obgleich sie jetzt fest darein zu blicken vermochte, zuckte es doch schmerzlich um ihre Lippen — unsagbar schmerzlich. — Ihre Antwort konnte Heinrich keine Beruhigung gewähren.

Er gedachte des Tages, da er zum Bettler geworden, es ihr anheimstellte das Wort zurückzunehmen, das sie ihm gegeben. Mit stolzem Lächeln hatte sie damals den Kopf zurückgeworfen.

„Was denkst du von mir und meiner Treue?“ — hatte sie gesagt. „Ich habe mich dir verlobt ohne Vorbehalt für Zeit und Ewigkeit und weiß von keinen Verhältnissen, die mich jemals von dir trennen könnten.“

Damals durfte er ihr Opfer annehmen, denn die Liebe machte am Ende doch Alles gleich zwischen ihnen. Dieselbe Großmuth sprach auch heute aus ihr: sie wollte ihm ihr Wort halten unter allen Umständen. Aber ihm war, als sähe er durch die Selbstüberwindung, die sie zu üben versuchte, tief, tief hinab in ihr Herz und sähe dort, wie ihr Gewissen der Treue, — welches sich dem Verlobten verpflichtet fühlte, — schmerzlich kämpfte gegen ihre innere Wahrheit, die etwas Anderes nicht hindern konnte da zu sein — etwas, das so viel mächtiger sprach, so viel unabweißbarer als jene Jugendneigung, in die Helenens Herz hineingewachsen war, ohne Wahl. Heinrich hätte sie nicht so lange, so über Alles lieb haben müssen, hätte er in diesem Augenblick an sich selber denken können. Ihm war nur gegenwärtig was sie litt, wie sie ihn dauerte; zu Hülfe kommen mußte er ihr.

„Helene,“ hub er noch einmal ruhig an, „es ist doch Etwas anders geworden; schließe vertrauensvoll dein Herz vor mir auf — sage es mir.“

Doch sie schüttelte den Kopf entschieden wie vorhin. Er sah, daß ihre Hände krampfhaft in ihrem Schooß gefaltet waren wie in übermenschlichem Ansiethalten. „Nein, es soll nie — nie anders werden zwischen uns,“ wiederholte sie noch einmal, aber aller Klang war aus ihrer Stimme gewichen.

In der bangen Stille, die ihren Worten folgte, ließen sich jetzt unerwartet sanfte Geigentöne vernehmen. Wie aus Himmels-höhen stiegen sie herab, in feierlichem Ernst, in rührender Weichheit eine Klage hauchend, die alles Menschenleid, aller Sehnsucht wortloses Weh unsagbar innig, ergreifend auszusprechen schien. Heinrich sah empor; er sah im oberen Stockwerk das erleuchtete Fenster geöffnet — er wußte, wer dort spielte. Und wie die Töne immer tiefer, immer verständlicher an sein Herz drangen, da meinte er in ihnen die Macht und Bedeutung einer hervorragenden Natur erkennen zu müssen, die in bewußter Kraft den vollen Ausdruck für ihr bestes Sein gefunden. Jene Heldengestalt vergegenwärtigte sich ihm, die er vorhin bewundert hatte; und neben diesen zwiefachen Zauber trat des eigenen Ichs schwankende Bedeutung; die Zukunft, die ihn unsicher im Stiche ließ — dazwischen Helene. —

Die Geige schwieg. Heinrich blickte wieder auf seine Braut. Sie hatte ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckt und weinte bitterlich. Da fiel der Schleier gänzlich von seinen Augen.

„Nein, — sage mir nichts,“ rief er näher herantretend, faust zu ihr geneigt, „gönn' deinem Herzen Ruhe. Ich weiß jetzt Alles, ohne daß du mir's zu sagen brauchst. Du kannst nichts dafür, armes Kind; mein Schicksal hat mir's so bestimmt. Laß uns getrost die Wege gehen, die es klar vor uns hingezeichnet.“

Er löste ihr leise die Hände vom thranenden Antlitz und sah sie noch einmal voll, fast freudig an. Dann streifte er einen kleinen Ring, den sie ihm fast noch als Kind gegeben, vom Finger; den legte er vor ihr auf den Tisch.

„Gieb ihn einem Andern,“ sagte er ruhig gefaßt; „er war ein Pfand des Glücks, er soll nicht das Glied an einer Kette werden. Lebe wohl Helene! Sei glücklich — glücklich und mache dir nie einen Vorwurf — du kannst nichts dafür!“ —

Als er sich wandte, machte sie eine Bewegung, wie um ihn zurückzuhalten; aber schon hatte er den Hut und das Käuzel wieder ergriffen, das er, ein hoffnungsvoller Wanderer, vorhin an dieser Schwelle niedergelegt — schon war er auf den Stufen, die hinunter in die Straße führten. Helene rang noch einmal die Hände nach ihm hin, wie in schmerzlicher Bitte, und nannte seinen Namen — aber ablehnend winkte er still zurück. Im nämlichen Augenblicke hub die Geige noch einmal an, zaubersüß zu ihr herab zu klingen — da konnte sie nicht länger mehr gegen die Wahrheit ihres Herzens, — sie ließ ihn gehen.

Wild fuhr Gewitterwind auf und trieb wirbelndes Blätterwerk durch die Luft, als Heinrich die finstere Straße hinunter eilte. Wie ein losgerissenes Blatt erschien er sich selber: die Berge, die Häuser seiner Heimath sahen ihn noch einmal an, aber er gehörte nicht mehr hierher, ihn trieb der Sturm, er wußte nicht wohin! — Am Kirchturm schlug es zehn Uhr. Er sprach bei seinem Freunde vor, den er indessen nicht zu Hause traf. Ein kurz aufgeschriebener Zettel unterrichtete denselben, daß Heinrich nur gekommen sei, um Abschied zu nehmen. Seine Beziehungen hier am Orte seien gelöst. Der kleine Koffer, der inzwischen eingetroffen, wurde rasch wieder auf den Bahnhof zurückdirigirt. Um dreiviertel auf elf Uhr ging der Zug ab, den der Eilende noch glücklich erreichte. Es war ein kurzer Besuch in der Heimath gewesen, und auch der letzte.

Ein mächtiges Wetter entlud sich dröhnend, als Heinrich einsam durch die stürmende Nacht dahinfuhr. Unter des Donners Krachen, im gluthrothen Zuden der Blitze hätte er den Strahl gefegnet, der auch sein äußeres Dasein vernichtend zu Boden gestreckt, nachdem der inneren Welt seligste Hoffnung in Trümmer gesunken. Aber so leicht war seines Lebens Aufgabe nicht gestellt.

Als endlich erquickender Regen besänftigend niederrauschte, dachte der Einsame daran, welche Befreiung es Helenen geben müsse, zu wissen, daß er nun fort sei und nie, nie wiederkehren würde. Es war sehr wehmüthig sich das klar zu machen, aber sein zerrissenes Herz fand darin den einzigen Trost. —

Wie nun Heinrich Schmidt zurückkehrte in die gewohnten Verhältnisse, wie er wieder vor dem Bilde stand, an dessen Gelingen sich keine Verwirklichung seliger Erwartungen mehr knüpfte, wie er endlich doch die Thätigkeit wieder aufnahm, auf die er nun einmal angewiesen, wenngleich ihm jeder Sporn

dazu genommen — darüber ist im Grunde nicht viel zu sagen, denn äußerlich ging Alles seinen glatten, ereignislosen Weg, als sei nichts geschehen. Wie es innerlich um ihn stand, davon vermochte er sich selbst kaum Rechenschaft zu geben. Denn wie es häufig zu geschehen pflegt, so war auch hier die Katastrophe selber durchaus nicht das Schwerste gewesen; während ihrer Dauer hatte die Anspannung aller Gemüthskräfte Heinrich unterstützt. Die eigentliche Trübsal kam erst hinterher, als ihn diese Hülfe verließ; da galt es langes, schweres Ringen, bis er sich in die Verarmung seines Lebens finden lernte. Hin und wieder hoffte er, daß ihm die Kunst ersetzen könne, was seinem Herzen genommen worden. In rastloser Arbeit, in dem Erfolge, den er sich endlich zu verdienen hoffte, wählte er vielleicht Beruhigung zu finden; aber die Wirklichkeit versagte ihm auch diesen Trost.

Sein Bild, in dem zwar Fleiß und guter Wille anerkannt wurde, ragte wieder nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Die Kritik sprach sich dahin aus, daß die Compositionen dieses Malers mit einer kleinstädtischen Enge und Befangenheit behaftet seien, aus denen er nicht heraus könne: der Flügelschlag fehle seinem Talente.

Wie schmerzlich sich auch Heinrich gerade jetzt von diesem Urtheil betroffen fühlte, mußte er die Nichtigkeit desselben doch anerkennen. So lange er seine Arbeit vereinzelt im eigenen Atelier vor sich gehabt, wo er Alles in sie hineinträumen konnte, was er in ihr gewollt, war eine Täuschung möglich. Neben den Leistungen Anderer entgingen ihm ihre Mängel nicht, ein bedeutender Abstand mußte ihm sogar selbst in die Augen fallen. Hatte ihm doch Blick und Gefühl in der Kunst nie gefehlt; eben weil er beides besaß und weil Andere dies in ihm weit überschätzten, war er Maler geworden. Aber die schöpferische Kraft des Künstlers besaß er nicht. Als ihm das endlich zum Bewußtsein kam, stand er macht- und rathlos inmitten einer verfehlten Laufbahn. Vor Bitterkeit bewahrte ihn die Milde seines Naturells, aber er empfand es, daß auch das eine von des Himmels Prüfungen ist, ein Talent empfangen zu haben, groß genug, alle Sehnsucht, alles Streben zu wecken, welches aber, wo es wahres Schaffen gilt, an seinen Grenzen steht. — „O tausend Mal besser taub und stumm geboren zu sein und nichts zu wissen von des Genies Sonnenbahnen,“ sagte sich Heinrich oft in der grauen, lichtlosen Winterzeit, die seiner Trennung von Helenen, dem Scheitern seiner künstlerischen Hoffnungen folgte.

Im nächsten Sommer schrieb ihm sein Freund: Helene habe sich einem russischen Militär verlobt, der schon im vorigen Jahre in ihres Vaters Hause gewohnt. Bald darauf hörte er auf gleichem Wege, daß sie dem Gatten in's Ausland gefolgt; ihr Glück sei, wie es die hervorragend bedeutende, lebenswürdige Persönlichkeit des Mannes erklärlich mache, ein strahlendes gewesen. Damit schnitt alle Kunde ab, die Heinrich Schmidt von der Geliebten seiner Jugend erhielt. In unbekannte Länder, in andere Sphären der Gesellschaft war sie ihm für immer entrückt.

Er selber fühlte endlich die Nothwendigkeit, seinem eigenen Leben eine bestimmte, äußere Gestalt zu geben. Die Hoffnung auf eine glänzende Künstlerzukunft hatte ihn verlassen, der Jugend Sonnenhöhe lag überschritten hinter ihm; erschöpft waren auch die geringen Mittel, die ihm noch nach des Vaters Tode geblieben; es galt nun, reifere Entschlüsse zu

fassen, bei denen die materielle Seite des Lebens nicht länger unberücksichtigt bleiben konnte. Heinrich verließ die Residenz. Das Leben war zu theuer dort, die Masse tüchtiger Kräfte zu bedeutend, um ihn aufkommen zu lassen. In einem kleinen Orte hoffte er, sich mit Stundengebühren das Nöthige zu verdienen. Einige Jahre gingen kümmerlich hin. Er mußte mehreremale den Aufenthalt wechseln. Aber weil seine Ansprüche mit der Zeit ganz andere geworden, gelang es ihm doch zu leben und zu verdienen. Bei Herausgabe eines physikalischen Werkes, für welches er erläuternde Figuren zeichnete, fand er längere Zeit hindurch dauernde Beschäftigung. Als er nachher die feste Stelle des Zeichenlehrers an einem bedeutenden Mädchenpensionat in der Provinz erhielt, arbeitete er sich aus der Noth heraus. Es war freilich ein Wirken, ganz anders, als er es in goldenen Kindheitstagen, in glücklicher Jugend geträumt; aber er hatte es lernen müssen, sich an Wenigem genügen zu lassen, und die hochfliegenden Phantasien jener Zeit lagen jetzt weit hinter ihm, wo schon hin und wieder ein graues Haar um seine Schläfe spielte.

Bei regelmäßigen Einnahmen und sehr bescheidenen Bedürfnissen wurde es Heinrich möglich, so viel zu erübrigen, daß er im Sommer eine kleine Fustour in's Gebirge machen konnte. Er hatte längst Verlangen danach getragen; ein Kind der Berge, war ihm die Stubenexistenz, unter deren Einfluß er frühzeitig gealtert, oft genug beklemmend gewesen. Nun wehte ihm wieder freie Luft wohlthuend entgegen. Mit dem Dufte blühender Auen, mit dem frischen Hauche der Wälder, kehrten ihm der Vergangenheit schmerzlich süße Bilder zurück; auch das ihre — Helenens! — Unvergessen, durch nichts anderes verdrängt, lebte ihr Bild auf seiner Seele Grund. Aber keine vergebliche Sehnsucht ließ ihn wünschen, daß es anders hätte kommen sollen. Je weiter ihn seine Wege geführt, je klarer war es ihm geworden: was er auch an sich selbst verfehlt, ihr gegenüber hatte er das Richtige getroffen. Das gab ihm über aller Entfagung, die von ihm gefordert wurde, ein beruhigtes Bewußtsein und hielt ihn aufrecht.

Auf einer seiner kleinen Reisen war Heinrich Schmidt auch nach Süddeutschland gekommen und dort sah er zum ersten Male bedeutendere Werke altdentscher Kunst. So lange er an eine glänzende Entwicklung seiner eigenen Gaben gedacht, hatte er sich, von ehrgeizigen Bestrebungen vorwärts gedrängt, wenig mit den Malern der Vergangenheit beschäftigt. Die Sammlung dazu fehlte ihm. Er huldigte der realistischen Technik der Gegenwart, der Franzosen breiter Pinselführung, ihren brillanten Farbeffecten und wenn es ja einmal etwas Vorzeitliches sein mußte, so wendete er sich raphaelischer Schönheit, dem kühnen Michelangelo, Rubens gewaltigen Formen zu. Was auf dem eignen Heimathboden geblüht, war ihm arm an künstlerischem Gehalt, hausbacken, oft sogar etwas kindisch erschienen. Später kam dann eine Zeit, wo Heinrichs Seele tief beschattet, überhaupt Auffassung und Streben verlor und als er sich endlich doch wieder auf das Leben besinnen mußte, galt es Pumpen und Retorten zu zeichnen, oder den ungelenten Bügen oft wenig befähigter Schülerinnen mühsam nachzuhelfen.

Jetzt endlich, nach langen Jahren zum ersten Male wieder, ruhte sein Blick auf Werken der Kunst, der deutschen Kunst. Und ganz verändert war der Eindruck den er jetzt empfing. Hatte er früher die rechten Bilder nicht gesehen, oder war sein

Blick verschlossen gewesen? — Wie bedeutsam traten ihm mit einem Mal diese Gestalten entgegen, in ihrem Ernst, in ihrem Frieden! — Wunderbar beredt erzählten sie ihm von dem Wirken der Maler, die in demüthiger Andacht und Hingabe an ein Höchstes, niemals sich selber gesucht in der Kunst. Die menschliche Seite ihres Schaffens zog ihn fast noch mehr an, als ihre Künstler-schaft. Früher hatte er von alledem nichts empfunden; einer fremden Sprache gleich hatte der Klang sein Ohr getroffen, ohne daß sein Sinn ihn gefaßt. Erst das Leben, in dem er sein eigen Herz überwinden gelernt, mußte sein Verständniß dafür erschließen. Nun er aber einmal ihre Bedeutung recht erfaßt, nun sie ihm das tiefste Herz gerührt, waren die Deutschen ihm wie die besten Freunde geworden. Er konnte nicht fort von Holbein, von Dürer, von dem wunderbaren Martin Schöen, Matthias Grunwald und den frommen Meistern ohne Namen; immer neue Tiefen des reichsten Seelenlebens schlossen sich vor ihm auf; es war, als solle sich sein eigenes verkümmertes Dasein doch noch erfüllen, indem es ganz in dem ihrigen aufging.

Hortan suchte er jede Gelegenheit auf, Werke älterer Kunst auf's Gründlichste zu studiren und ein glücklicher Zufall unterstützte seine Neigung. Ein reicher, rheinischer Handelsherr, der sich erst kürzlich am Orte niedergelassen, besaß nicht unbedeutende Sammlungen, bei deren Transport ein schöner Zeitbloom — zart umschleierte Frauentöpfe auf Goldgrund — arg beschädigt worden. Man nannte dem bekümmerten Besitzer den Lehrer Schmidt, als einen gewissenhaften sorgfältigen Mann, der sich mit alten Bildern beschäftige und vielleicht den Schaden auszubessern vermöge. Heinrich hatte sich allerdings noch nie an derartiger Arbeit versucht, aber er übernahm sie dennoch und das wahre Interesse, die innige Liebe, mit der er heranging, vereint mit einem Gefühl von Ehrfurcht, welches ihn das Bild wie ein Heiligthum halten ließ, an dem jedes Eingreifen in unbefugter Weise Frevel gewesen wäre, bewirkten, daß er seine Aufgabe über Erwarten glücklich löste. Sein Gönner, der das zu schätzen verstand, vertraute ihm bald mehreres aus seiner Sammlung an und empfahl ihn weiter, so daß es Heinrich an Beschäftigung auf diesem Felde nicht mehr fehlte. Übung natürlich steigerte seine Fertigkeit. Nicht lange währte es, so kamen auswärtige Aufträge an ihn, die ihn auch in weiteren Kreisen bekannt machten. Sammler ließen den Maler Schmidt kommen, ihren beschädigten Erwerbungen wieder zu Ansehen zu verhelfen, sie kunsthistorisch zu ordnen und aufzustellen. Die Werke der besten alten Meister kamen in seine Hände; er lernte mehr und mehr die verschiedenen Eigenthümlichkeiten erfassen und weil er sich tren und einfach, ohne selber etwas dabei sein zu wollen, in die Weise jedes Einzelnen hineindachte, gelang ihm bei diesen Arbeiten wirklich Ungewöhnliches. Sein Ruf als tüchtiger Restaurator hatte sich schon nach wenigen Jahren fest begründet. Spätsommerjonnenschein war dies endliche Gelingen für Heinrich; aber wie jener, mild und abgeklärt, umwebte auch dieses des alternden Malers Leben mit einer Freundigkeit, auf die er längst nicht mehr gehofft. Und am Ende steckte doch ein Künstler in ihm, anderer Art freilich, als unkundige Ueberschätzung ihn in gespreizter Wichtigkeit hatte aus ihm machen wollen; anders auch, als in's Unbestimmte hinaus irrende Jugendträumereien es ihm selber vorgepiegelt; aber doch ein Jünger der Kunst, der im innigsten Verständniß ihrer ewigen Schönheit, — nachdem der Mensch in ihm redlich durch-

gekämpft, — ihrem Dienst auch sein Leben widmen durfte, demüthig und doch beglückt, je nach den Kräften, die ihm Gott gegeben.

Jahr auf Jahr war vorüber gegangen. Wir finden Heinrich — den man nun den „alten Schmidt“ nannte — mit dem Titel eines Professors an das er Museum berufen, wieder, wie er an der kunstgeschichtlich sehr bedeutenden Gemäldegallerie dort mit großem Fleiße und dem glücklichsten Erfolge wirkt. Seine umfangreiche Thätigkeit nahm ihn ganz in Anspruch. Von der Welt hatte er sich schon längst zurückgehalten; hier nun lebte er ganz mit den Bildern, die die treuen Genossen seiner Einsamkeit waren. In seinem friedlich stillen Atelier, dessen Abgeschlossenheit an eines Klosters Zelle erinnerte, dachte der alte Mann oft lächelnd daran zurück, wie er sich, da er noch ein Jüngling war, des Künstlers Dasein vorgestellt, als eine stete, festliche Bewegung, nur auf den Lichthöhen des Lebens verweilend. Ah, er hatte es erfahren, daß gerade der schaffende Geist der Sammlung bedarf und daß auch in der Kunst das Höchste sich nur frommer Andacht offenbart.

So weit es seine Mittel erlaubten, hatte der Professor hie und da auf kleinen Reisen Kunstfachen und Curiositäten erworben, mit denen er die Umgebungen, in denen er wie ein Klausner lebte, seinem Sinne gemäß, auszuschmücken liebte. In seinem Atelier hing manch alte, interessante Tafel, unvollendete Skizzen von berühmter Hand, alte seltene Stiche; auch Dürers Holzschnitt war dort an die Wand geheftet. In dem kleinen, ungeschliffenen Engeldchen, das unbeachtet in der Ecke steht, hatte der alte Maler oft sich selbst wiederzuerkennen geglaubt. Den Stab in der Hand, war auch er mühselig gewandert, ein langes, entzagungreiches Leben hindurch, weder das Glück, noch der Genius hatten ihm Hülfe an die Schulter geheftet; aber am Ende war er doch angelangt an himmlischer Stätte. Und zählte er auch selbst nicht mit im Reigen der selig beschwingten Gestalten dort, die zu Füßen der Himmelskönigin spielten — er durfte doch dabei sein, durfte hineinschauen in ihr Glück, dem sich die eigene Brust sehnsuchtsvoll erschloß und dereinst friedlich den Stab niederlegen — des Himmels Pforte war erreicht — auch ohne Flügel! —

„Wollen Herr Professor so gut sein, den Schlüssel an sich zu nehmen? Es ist vier Uhr vorbei,“ — meldete der grau-köpfige Galleriediener, der den Dienstrock bereits mit bequemem Civil vertauscht, in das Atelier hinein. „Herr Professor gehen wohl die kleine Treppe hinunter, wir haben vorne geschlossen. Empfehle mich ganz gehorsamt!“ und den Schlüssel überreichend, war der gute Mann, in dessen Absicht es durchaus nicht lag, den gemüthlichen Familienkaffee zu Haus, nebst obligatem Schlafrock und Pantoffeln, unnütz hinaus zu schieben — ohne Weiteres wieder verschwunden. Professor Schmidt hatte, Zeit und Stunde vergessend, noch immer vor dem Dürerschen Blatte gefessen, vergangener Zeiten gedenkend, aus deren Wirren sich endlich das Heute klar herausgestaltet. In die Gegenwart zurückgerufen, bemerkte er, daß wirklich schon nachmittägliches Sonnenlicht tief in das Atelier hineinfiel; auch in der Straße unten, wo ein lärmender Marktverkehr sein andrusendes Durcheinander oft bis in die hochgelegene Künstlerwerkstatt hinausschickte, war es längst still geworden. Da rückte denn der Maler seine Staffeleien auf

die Seite, säuberte Pinsel und Palette, sorgte noch, daß ein auszutrocknendes Bild sein rechtes Theil Abendsonne empfangen und verließ dann selber das Gebäude, wie ihm angerathen worden, die kleine Treppe wählend, die sein Privatausgang, wenn er über die Museumsthüre hinaus im Atelier blieb, wozu ihm die helleren Tage jetzt häufig Anlaß gaben. Heute indessen wanderte er hinaus in's Freie, des Frühlings heitere Pracht an blühenden Bäumen und duftendem Gesträuch prangen zu sehen, und sich am munteren Treiben der Menschen zu freuen, die fröhlich im Grünen lustwandelten. —

Am anderen Morgen verkündete ihm das Comteschen, sie müsse jetzt noch sehr fleißig an ihrem Bilde sein, denn da — Gottlob — die Mutter ihrer völligen Genesung entgegengehe, sei die Weiterreise für Beginn der nächsten Woche festgesetzt. Die Copie des kleinen Luini hatte übrigens Fortschritte genug gemacht, um noch in dieser Spanne Zeit vollendet zu werden. Bei der Schülerin Begeisterung und Emsigkeit, unter des Lehrers verständnißreichem Einfluß, war, trotz manchem Fehl, etwas in das Bildchen hineingekommen, das es dem Original näher führte, als es vielleicht bei viel fertigerer Künstlerschaft möglich gewesen.

Der Graf hatte seine junge Tochter wiederholt auf dem Museum besucht.

„Mama kommt auch noch einmal, meine Arbeit anzusehen,“ erzählte Agnes, als wieder ein Paar Tage vergangen waren; „sie will sie neben dem Original sehen, sonst — meint sie — lobt sie mich nachher, wenn ich es gar nicht verdiene.“

Es war zwei Tage vor der Abreise der gräflichen Familie. Professor Schmidt stand hinter dem Stuhle seiner Schülerin, die letzten Pinselstriche sorgsam bewachend, die dem zarten Köpfchen seine Vollendung geben sollten. Die Galleriefäle, die an einzelnen Wochentagen nur den Studirenden geöffnet, waren beinahe leer, rechte Arbeitsstille rings herum. Endlich ließen sich in der Nebenabtheilung Stimmen vernehmen, Schritte kamen näher; ein vornehmes Damengewand rauschte über den Boden hin und, von einer Dienerin begleitet, trat die Gräfin — eine hohe, stattliche Gestalt — zu Agnes heran, sie mütterlich zärtlich auf die Stirn küssend. Sie schlug den Schleier zurück, dessen schwarzes Spitzengewebe bisher ihre Züge verhüllt hatte und begrüßte nun auch den Lehrer. Heinrich sah in ein noch immer schönes Antlitz, dessen reinen Formen es eigenthümlich war, weniger unter dem Einflusse der Jahre zu leiden, als wo nur Anmuth und Lieblichkeit die Jugend schwerer vermissen machen. Aber wäre dies Antlitz auch gealtert, von der Zeit entstellt gewesen, wiedererkannt hätte er es doch, denn ein unabweisbares Gefühl in uns läßt sich durch keine Veränderung täuschen über den Menschen, der uns Eins und Alles gewesen ist auf Erden, welche Zahl der Jahre, welche Klust der Verhältnisse ihn auch von uns getrennt. — Dieß war Helene. — Heinrich nannte ihren Namen nicht; ja, als er ihr Bild einmal recht innig, mit unbeschreiblich tiefgreifender Nüchternheit in sich aufgenommen, senkte er den Blick auf die Arbeit seiner Schülerin hinab.

Auch die Gräfin hatte ihn in's Auge gefaßt; auch vor ihrer Erinnerung tauchte eine Möglichkeit auf — aber, unsicher und zweifelhaft, wählte sie noch, es könne doch eine Täuschung sein.

„Herr Professor — Schmidt?“ hub sie fragend an, als wisse sie nicht genau, ob es so richtig sei. Er verneigte sich

stumm. „Heinrich Schmidt —“ sagte sie dann mit einem Male entschieden. Ein flüchtiges Roth hauchte über ihre Wangen hin. Aber die kleine Verwirrung kurz überwindend, streckte sie ihm offen und frei die Hand entgegen. „Wir sind alte Bekannte,“ sagte sie, denn auch heute noch verschmähte sie es, ein Hehl zu machen aus ihrem Herzen; sie verleugnete den Freund ihrer Jugend nicht.

„Warum hast du es mir nie gesagt, daß du meinen lieben Professor kennst?“ rief Agnes überrascht aufblickend.

„Ich wußte es selber nicht,“ entgegnete die Gräfin, faust mit der Hand über die blonden Scheitel des feinen Mädchenkopfes hinstreichend. „Der Name ist so allgemein, daß er mich zu keiner bestimmten Annahme berechtigte. — Sie leben jetzt immer hier am Orte?“ wandte sie sich wieder zu Heinrich.

Wie sie einander hier gegenüber standen, er, in bescheiden abgegrenztem Wirken fast zum Greise gealtert, sie, die vornehme Frau auf der Höhe der Gesellschaft, die Mutter des lieblichen Kindes, das sie ihm ahnungslos anvertraut — war es ihnen an die Hand gegeben, ohne falsche, sentimentale Befangenheit den richtigen Ton für einander zu treffen.

Die Frage der Gräfin beantwortend, sprach Heinrich nun von seiner Stellung am hiesigen Museum, von der Thätigkeit, die damit verbunden und wie solche seinem Lebensabende noch eine schöne, beglückende Erfüllung verliehen. Helene hörte ihm mit gespanntem Interesse zu. Sie sah bald ihn an, bald die Bilder rings umher, von denen er ihr, wie von lieben Freunden sprach. Da Agnes noch etwas an ihrer Copie berichtigen wollte, was ihre ganze Aufmerksamkeit ungestört in Anspruch nahm, blieben die Gräfin und der Lehrer gewissermaßen allein miteinander. Im Gespräche auf- und abwandelnd, waren sie in die nächste Abtheilung gekommen. Er zeigte ihr ein Bild von hohem Werthe, das er erst kürzlich, unter schwierigen Umständen restaurirt. Sie konnte nicht genug hören von der Kunst, die er übte, von aller Befriedigung, die sie ihm brachte. Er flocht endlich auch Agnes Namen hinein und erzählte, wie lieb ihm die Stunden geworden, die ihn an ihr frisches, warmherziges Sein herangeführt. Der Gräfin Mutterherz wußte ihm gerührten Dank dafür. So wandelten sie durch die hohen, stillen Säle hin; Beide anders, auf anderen Boden gestellt, als in der Zeit, da sie einander schon einmal gekannt und doch, wie damals, vertrauend und theilnehmend Einer dem Leben des Anderen zugewendet.

An einem der hohen, lichten Fenster, die einen weiten Blick über prächtige Gebäude, überbrücktes Gewässer, in der Straßen wimmelndes, wogendes Treiben hin, eröffnen — war die Gräfin stehen geblieben. Dort unten regte und rührte sich eine bunte Welt; die Zwei hier oben standen in feierlicher Stille; da hinab zu sehen, war ihnen, wie auf die Vergangenheit zurückzublicken, von stiller Lebenshöhe aus, auf der sie heute einander unerwartet noch einmal begegnet waren.

„Menschliche Schicksale entwickeln sich wunderbar nach Gottes Willen,“ sagte Helene ernst. „Auch das meine hat sich ganz anders gewendet, als ich mir's einst geträumt. Von einem blutigen Schlachtfelde aus“ — ihr Blick senkte sich hinab auf ihre Hand, an der Heinrich ein bekanntes, unscheinbares Reifchen bligen sah — „ist mir der kleine Ring noch einmal zurückgeschickt worden, nach kurzem, überseligem Glücke der letzte Lebensgruß. — Als ich später die Stätte des Schreckens aufzusuchen

kam, hat man mir Gräber ohne Namen gezeigt, nur eine unsichere Kunde deutete mir an, in welches man meinen Helben hinabgesenkt. — Jahre tieffter Vereinsamung sind namenlos kummervoll darüber hingegangen, bis ich mich zu einer zweiten Ehe entschlossen, die mir durch Familienverhältnisse fast unabweisbar nahe gerückt wurde. Der Graf ist ein naher Verwandter des Verstorbenen. Ich habe niemals Grund zur Klage gehabt — niemals. Nur wenn ich mein innerstes Herz frage, was ich einst befehlen, dann“ — setzte sie wehmüthig hinzu, — „dann freilich ist es doch etwas Anderes — etwas ganz Anderes geworden.“

Sie schwieg — es zuckte schmerzlich um ihren schönen Mund.

„Helene,“ — sagte da der alte Mann neben ihr, „das seltene Glück, mit frischgeschwelltem Segel geraden Wegs dem Lande zuzusteuern, nach dem wir sehnsuchtsvoll selber die Anker gelichtet, wird nur Wenigen zu Theil. Aber auch im Nuderboot, rüstig die Arme regend, erreicht sich eine Küste und wenn sie uns endlich Frieden bringt — was wollen wir dann mehr?“ —

Sie hob den Blick auf zu ihm und sah ihn ruhig an. Der friedvoll klare Ausdruck seines Gesichtes sagte ihr fast noch mehr, als die einfachen Worte. Da leuchtete es feucht in ihren Augen auf. „Ja“ — rief sie mit einem Lächeln, in dem ihre ganze Seele zu liegen schien — „wir wollen dankbar sein! — Und am Ende habe ja auch ich mein Theil Glück empfangen — mein reichlich Theil!“

Sie sagte es im Hinblick auf den blonden Mädchenkopf, der eben suchend in den Saal hineinlachte.

„Bis hierher habt Ihr Euch verirrt?“ — rief Agnes, die endlich Gefundenen licht und heiter wie ein Sonnenstrahl grüßend. „Ja, da hätte ich lange suchen können! — Habt Ihr mich denn ganz vergessen? — Der Professor muß ja noch einen letzten Segen über meinen Ruini sprechen, und du, süße Mutter, darfst mir noch gar nicht so lange herum stehen und dich angreifen — du siehst mir schon wieder bleicher aus als vorhin; das leide ich nicht.“

Mit eines Kindes ganzer, schmeichelnder Zärtlichkeit schlang sie beide Arme um die Mutter und wie sich jetzt das blonde Köpfchen dicht an die Wange der Gräfin schmiegte, da lächelte der alte Mann und wiederholte leise: „ein reichlich Theil!“ —

Am andern Tage kamen die Damen noch einmal auf das Museum. Agnes wollte ihr Bildchen und ihre Geräthschaften abholen und endlich Abschied nehmen von dem theuern Meister, der ihr so lieb geworden. Tausenderlei hatte sie ihm noch zu sagen: wie sie kein Bild ansehen wollte, ohne sein zu gedenken; wie sie es im Sinne trage, alles Ernstes die Deutschen zu studiren, den Dikter hauptsächlich; wie sie aber dennoch glaube, ihrer Aufsicht nach könne Raphael nimmermehr erreicht werden. Lauter liebes, durcheinanderlaufendes Kindergeschwätz war es, bei dem der alte Schmidt aus dem freundlichen Lächeln und Zanken nicht herauskam. Endlich aber, als sie nun wirklich scheiden sollte, traten dem Comteschen doch die Thränen in die Augen. Der beste Freund sei er ihr geworden — das mußte sie noch hinzufügen — und vergessen werde sie ihn niemals!

Helene hatte Heinrich weniger zu sagen; sie reichte ihm nur stumm die Hand — was dieses Wiedersehen ihnen Beiden gewesen, das stand tief in ihren Herzen geschrieben.

Der alte Schmidt geleitete seine Freundinnen noch bis an die große Freitreppe der prächtigen Eingangshalle. Dort sagten sie einander endlich Lebewohl. — Die Hände vor sich hingefaltet, blickte er ihnen nach, wie sie die Stufen hinunterschritten. Agnes nickte immer noch einmal grüßend zurück und winkte mit dem

Tuche. Auch von Helene traf ihn ein letzter Blick — dann waren sie im bunten Menschengedränge verschwunden.

Heinrich aber lehrte still zu seinen Bildern zurück. Von goldenen Sonnenlichtern umspielt, in himmlischer Klarheit lächelte es ihm entgegen, das Ewig-Heitere der Kunst.

Thürine.

Eine bretonische Dorfgeschichte.

Von

A. Ebeling.

Es war zahlreiche Gesellschaft auf dem gräflichen Schlosse; aus der ganzen Umgegend waren die Gäste, zumeist die Bewohner der benachbarten Güter, zusammengekommen, vom nahen Bischofsitz war ein Domherr eingetroffen, und auch der Unter-Präsident des Arrondissements war gegenwärtig, was auf irgend ein officielles Fest, oder dergleichen, deutete. Im großen Speisesaal war es ungemein fröhlich und laut, die Diener eilten hin und her, man hatte bereits den Nachtsch aufgetragen und die Champagnerflaschen knallten, jedesmal von einem Schreckensruf der Damen begleitet, denn die einfachen bretonischen Sitten gestatten noch die lustige Explosion des Schaumweines, welche die vornehme pariser Etiquette längst verpönt hat. Der Graf erhob sich und brachte einen Toast aus, von dem man freilich nicht viel hörte; dann wurde angestoßen und auch die Damen mußten ihr Glas bis auf die Reige leeren.

Unten auf dem freien Plage vor dem Schlosse war es ebenfalls sehr lebendig; die Bauern des nahen Dorfes waren mit ihren Frauen und Kindern erschienen, alle im Sonntagsstaat und umstanden vier schmucke Burschen, die auf den Schultern über quergelegten Stangen einen gewaltigen kronenartigen Kranz trugen, der reich mit bunten Bändern und Flittergold verziert war. — Durch die offenen Bogenfenster des Speisesaals vernahm man die munteren Weisen eines Dudelsacks, die uralte Sackpfeife der Bretonen. Der alte Philipp, ein im Dienst des Hauses grau gewordener Lakai und fast ein Familienglied, näherte sich ehrerbietig der Gräfin und bat um die Erlaubniß, die Kranzträger herauskommen zu lassen, um den Herrschaften ihr Kunstwerk zu zeigen. In der nächsten Minute schwannte auch schon die prächtige Blumenkrone durch die weiten Flügeltüren in den Saal hinein und wurde allgemein bewundert. Die jungen Fräulein kredenzten jedem Träger ein Glas Champagner und füllten ihnen die Seitentaschen mit Kuchen, und unter dem Vortritt des Dudelsacks, der ebenfalls mit heraufgekommen war und einen entsetzlichen Lärm vollführte, zogen die Burschen wieder davon.

„Zeit ist es aber hohe Zeit, daß ich gehe,“ sagte der Pfarrer des Dorfes, zur Gräfin gewendet, neben welcher er jedesmal saß, wenn er auf dem Schlosse speiste, „ich muß noch die Prozession ordnen und die Gefänge an die Schulkinder vertheilen; um zwei Uhr präcise sind wir am oberen Gitter des Parks, um die Herrschaften zu erwarten.“ Der Pfarrer

empfahl sich der Gesellschaft, und dies war zugleich das Signal zur Aufhebung der Tafel. Die Gäste zerstreuten sich in die anstößenden Gallerien, wo der Kaffee servirt wurde, dann begaben sich die Herren in das Billardzimmer zu einer kurzen Parthie und die Damen traten auf den Altan, der wie ein weiter Balkon die Haupt-Façade des Schlosses einfaßte und auf das Meer hinausging. —

Zwei Worte jetzt über die Bedeutung der Festlichkeit. Die alte Kirche des Dorfes, welches unter dem Patronat der gräflichen Familie stand, war nach und nach so baufällig geworden, daß man sich zu einem Neubau hatte entschließen müssen. Die eigentlichen Patronate sind freilich überall in Frankreich längst abgeschafft, nur in einzelnen Gegenden und vorzüglich in der Bretagne, haben sie sich noch gewissermaßen stillschweigend erhalten. Die Dorfgemeinden sind nämlich in der Regel sehr arm und die Gutsherrschaften sehr reich, und da diese durchgängig von ächt christlicher Gesinnung besetzt sind, so finden alle gemeinnützigen Unternehmungen, und vorzüglich der Bau von Kirchen, von Schul- und Armenhäusern, durch sie stets die großartigste Unterstützung. Im vorliegenden Falle war es vollends so, denn die gräfliche Familie gehörte zu den reichsten und mildthätigsten des Landes.

Der Kirchenbau war in runder Summe auf 100,000 Franken veranschlagt worden, wovon der Graf sofort, aber ganz im Stillen und nur unter Mitwissen der bischöflichen Behörde, des Pfarrers und der Kirchenvorsteher, erklärt hatte, daß er die Hälfte tragen werde; durch seinen Einfluß in Paris hatte er ferner vom Cultusministerium einen Zuschuß von 20,000 Franken erlangt und eine fast ähnliche Summe durch eine Sammlung bei seinen reichen Gutsnachbarn, so daß für die Bauern der Gemeinde selbst fast nichts mehr beizusteuern blieb. Sie schafften dafür, um doch etwas zu thun, das Material an Ort und Stelle, und hier und da brachte auch ein bemittelter Bewohner des Dorfes dem Pfarrer einen Thaler oder gar einen Louisd'or, so daß schließlich die guten Leute selbstgefällig sagten, und auch die Wahrheit keineswegs zu verleugnen glaubten: „Ja, ja, die neue Kirche, die haben wir so gut wie aus eigenen Mitteln erbaut.“

Schon im vorhergehenden Jahre war der Grundstein gelegt worden, und jetzt galt es die Kranzfeier, denn die eigentliche Kirche war vollendet und nur noch der Thurm fehlte Doch da zieht bereits die Schloßgesellschaft durch den Garten

und durch den Park nach dem äußeren Gitter, um sich der Prozession anzuschließen.

Die Feierlichkeit selbst war sehr einfach und kurz. Der Domherr hielt eine kleine Anrede, lobte den christlichen Sinn der Bevölkerung, machte der Schloßherrschafft das übliche, hier aber gewiß wohlverdiente Compliment und segnete alsdann den Kranz ein, der unter lautem Hurrah hinaufgezogen und von den Zimmerleuten oben auf der äußersten Spitze des Dachstuhls, grade über dem Chor, befestigt wurde. Der Graf hatte eine Tonne Eider nachfahren lassen und auch der Dudelsack hatte sich wieder eingestellt, den Dorfbewohnern eine doppelte Garantie für einen heiteren Nachmittag.

Ich war etwas vor den Uebrigen und allein durch den Park zurückgegangen, um in der Bibliothek eine angefangene Lektüre zu vollenden. Ich machte einen kleinen Umweg, um zu einer Felsparthie zu gelangen, die auf einer Anhöhe mitten im Park liegt und von wo man eine herrliche Aussicht auf die ganze Landschaft hat. Rechts gewahrte ich durch das grüne Laub die weißschimmernde Kirche mit dem halbvollendeten Thurme, und erkannte deutlich auf dem Dach den schaukelnden Kranz; die Prozession mit Kreuz und Banner zog bereits unten im Thal nach der alten Kirche zurück, deren schwarzes, unscheinbares Thürmchen ebenfalls zu sehen war; links lag das gräßliche Schloß aus dunklem Granit, mit seinen Vogelfenstern, seinen vorgebauten Erkern und runden Giebeln, auf deren einem die Wappenfahne wehte, und im Hintergrunde dehnte sich wie ein unermesslicher, silberblitzender Spiegel das Meer, von großen und kleinen Segeln belebt, die sich wie weiße Schwäne am dunkelblauen Horizont abzeichneten.

Ich verweilte einige Minuten, um das wunderschöne Schauspiel länger zu genießen, und wollte schon den Weg nach dem Schlosse einschlagen, als ich plötzlich bemerkte, daß ich nicht allein war. Nur in geringer Entfernung vor mir saß auf einem von wilden Brombeerstauden umrankten Felsstück ein Mädchen in der hübschen Landestracht: das kurze, enggefaltete rothe Röckchen, das anschließende schwarze Mieder mit der dichten doppelten goldenen Knopfreihe und der weißen Halskrause, und über den Schultern, wie ein kleiner Dollman, die gleichfalls schwarze aber mit bunten Stickereien verzierte offene Jacke. Sie saß still, wie in sich gekehrt und hielt in der Hand einen großen Strauß von goldgelben Ginstersblumen, bekanntlich der leuchtende Felsenschmuck in der ganzen Bretagne.

Als ich näher hinzutrat, erkannte ich sie und rief ihr zu: „Thürine, wie kommst Du hierhin und noch dazu ganz allein, wo doch alle Welt bei der Kranzfeier ist?“

Sie blickte auf und sah mich an und ich bemerkte, daß sie geweint hatte; die Thränen standen ihr noch in den Augen. „Ich bin allein,“ antwortete sie, „weil ich traurig bin und noch trauriger werde, wenn ich die Andern so vergnügt sehe.“

„Du mußt aber nicht traurig sein. Weißt du denn nicht, daß sehr oft das, was uns anfangs wie ein großes Unglück erscheint, gerade unser Glück werden kann.“

Sie lächelte wehmüthig und schüttelte den Kopf: „Ich weiß wohl, was Sie meinen, aber das ist es nicht allein. Ich habe auch sonst noch einen Grund, um traurig zu sein.“

„Und was für einen?“

„Ich bin arm und möchte doch auch etwas für die neue Kirche geben. Als gestern der Herr Pfarrer alle jungen Mädchen

einlud, eine Sammlung für den Marienaltar zu machen, fiel mir ein, daß ich nichts geben kann. Ich dachte wohl an das Goldstück, das ich im vorigen Jahre bei der Kindtaufe im Schlosse bekam und das mir die Helene aufbewahrt, (Helene war die alte Kammerfrau der Gräfin) aber sie will es mir nicht geben.“

„Kind,“ entgegnete ich lachend, „du bist gar nicht so arm, man braucht nur deinen hübschen Anzug zu betrachten.“

„O, den gibt mir die Frau Gräfin, und ich weiß wohl, daß er viel zu schön für mich ist.“

„Das nicht; denn er steht dir sehr gut. Aber wenn du willst, so schenke ich dir ein Goldstück, das kannst du dem Pfarrer bringen als deinen Beitrag für den Marienaltar.“

„Dann sind Sie ja der Geber und nicht ich,“ entgegnete sie, und ich mußte diese einfache Logik gelten lassen.

„Oder noch etwas,“ fiel ich ein, denn mir kam auf einmal ein Gedanke, nur galt es, ihr denselben begreiflich zu machen.

„Du hast wohl schon von Büchern gehört, Thürine, in denen Geschichten geschrieben stehen.“

„Was für Geschichten?“

„O allerlei Geschichten, die im Leben passiren, denn im Grunde hat jeder Mensch eine Geschichte und auch du.“

Sie sah mich mit ihren großen schönen Augen erstaunt an.

„Gewiß auch du, und ich kenne sie, denn die Frau Gräfin hat sie mir kürzlich erzählt. Jetzt ist der Ivon fern, aber er wird doch wiederkommen und könnte dich dann heirathen.“ (Sie wurde feuerroth und blickte sich tief auf ihren Ginsterstrauß); „Und wenn ich nun erzähle, wie das Alles gewesen ist, wie ihr euch kennen gelernt und lieb gewonnen habt, wie man euch nachher getrennt hat, wie ihr euch treu geblieben seid, wie er zurückgekehrt ist und wie endlich der Herr Pfarrer den Segen über euch gesprochen hat, da in der neuen Kirche . . . ich wies mit der Hand hinüber . . . „das wäre so eine Geschichte.“

„Wenn er aber nicht wieder kommt“ sagte sie leise und fing von Neuem an zu weinen.

„Das steht bei Gott; aber man sagt auch, daß, wenn sich Zwei recht von Herzen lieben, sie das Schicksal endlich vereinigt. Doch höre, Thürine, das ist nur die erste Hälfte von dem, was ich sagen wollte. Wenn ich nun deine Geschichte geschrieben habe, so schicke ich sie nach Paris, um sie drucken zu lassen, und dann wird es ein Buch, das viele hundert Menschen lesen.“

„Unmöglich!“ rief sie, „was wird man von mir denken?“

„Man weiß ja gar nicht, wer du bist,“ antwortete ich lachend, „aber höre nur weiter. Der Buchhändler giebt mir Geld für meine Geschichte, und, wenn sie hübsch ist, viel Geld.“

„Viel Geld?“ fragte sie erstaunt.

„Vielleicht zwei-, dreihundert Franken, und dann kann ich dir leicht ein Paar Goldstücke für den Marienaltar geben, und du darfst sie wohl annehmen, denn es ist ja deine eigene Geschichte.“

„Aber wenn er nicht zurückkommt?“ wiederholte sie traurig.

„Mach' dir nicht so trübe Gedanken, Thürine; die Geschichte kann ich doch schreiben, nur wird der Schluß anders.“

„O dann gehe ich nach Saint-Brieuc zu den Schwestern in's Kloster, um die Armen zu pflegen; das hab' ich schon der Helene gesagt.“

„So weit ist es noch nicht,“ entgegnete ich; „es bleibt also dabei, was ich gesagt habe, nicht wahr?“



A. Lullmann, del.

gem. v. Eug. Kirsch

Thüring.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

„Ich weiß nicht, was ich antworten soll, aber das ist gewiß, ich will auch von meiner Seite etwas dazu thun.“

„Und was denn?“ fragte ich neugierig.

„Ich will die heilige Jungfrau bitten, Ihnen beizustehen, daß Sie es recht schön machen.“ —

. . . . und auf diese Weise, lieber Leser, ist meine kleine Novelle zu einer so hohen Protection gekommen, und das war zugleich die Einleitung.

I.

Die Gräfin saß eines Nachmittags allein in der großen Gallerie, nach dem Meere zu, als der alte Philipp eintrat und den Pfarrer anmeldete, der auch dem Diener auf dem Fuße folgte.

„Was bringen Sie mir, Hochwürden?“ fragte die Dame, nachdem sie den alten Hausfreund herzlich begrüßt hatte.

„Ob es etwas Gutes ist, weiß ich diesmal nicht,“ antwortete der Pfarrer, „es ist nur die Nachricht, daß die Eltern des Yvon beschlossen haben, ihren Sohn nach Paris zu schicken, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Der Vater wünscht aber, vorher Ihre Ansicht darüber zu hören, gnädige Frau.“

„Er hat mir schon vor einigen Tagen davon gesprochen,“ entgegnete diese, „und da Yvon mit seinem Onkel hinreist und unter dessen Aufsicht bleibt, so habe ich nichts einzuwenden, obwohl ich bezweifle, daß ihn dieß auf andere Gedanken bringen wird.“

„Und doch wünschen das die Eltern so sehr, und es ist ihnen auch wirklich nicht zu verdenken; Yvon ist ihr einziger Sohn, dessen Zukunft ihnen sehr am Herzen liegt. Sie haben bereits eine hübsche Parthie für ihn — die reiche Müllers-tochter in Blédran — aber er will davon nichts wissen und hat noch gestern erklärt, er wolle die Thirine oder sonst keine auf der Welt.“

„Ich weiß es wohl,“ sagte die Gräfin, „und die Sache betrübt mich, aber es ist sehr schwer, darin das Richtige zu rathen. Thirine ist ein gutes, unschuldiges Kind, das ihr reines, unbewachtes Herz vielleicht allzuschnell hingegeben hat; aber auch Yvon ist ein braver junger Mann, der es gewiß ehrlich meint und wohl eine Frau glücklich machen kann.“

„Gewiß, gewiß, wenn es nur nicht gerade Thirine wäre,“ bemerkte der Pfarrer.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Hochwürden,“ nahm die Gräfin wieder das Wort, „Thirine, ein Pariser Findelkind, ohne Eltern, ja ohne Namen, und Yvon, der reiche Pächters-ohn, den man überall mit offenen Armen empfangen würde.“

„Wer weiß,“ begann der Pfarrer nach einigem Nachdenken, „wenn er die unglückliche Herkunft des Mädchens wüßte, so könnte das vielleicht ein Grund für ihn sein, zurückzutreten.“

„Es war bis jetzt ein Geheimniß zwischen uns Beiden,“ sagte die Gräfin ernst, „aber ich ermächtige Sie, es den Eltern Yvon's mitzutheilen — ich brauche Ihnen die nöthige Vorsicht nicht zu empfehlen“ — (der Pfarrer machte eine zustimmende Handbewegung) „wenn Sie meinen, den Frieden dadurch in der Familie wieder herzustellen.“

Sie erhob sich bei diesen Worten, und lud den Pfarrer zu einem Spaziergang im Park ein.

II.

Am Abend desselben Tages gab es eine kleine Familien-scene im Hause des Pächters.

„Yvon,“ hatte der Vater beim Nachtessen gesagt, „mache heute Abend deinen gewöhnlichen Spaziergang nicht, sondern komm in die hintere Stube, ich habe mit dir zu sprechen.“

Die Mutter hatte bei diesen Worten ihren Liebling besorgt angeschaut, aber nichts hinzugefügt; der Onkel hatte mit dem Messer auf seinem Teller musicirt, und war auch stumm geblieben, indeß nicht ohne ein gewisses Mißbehagen zu verrathen. Bei einfachen Landleuten sind sogenannte Familienscenen immer peinlich und unerfreulich, aber der Vater hatte sich vorgenommen, endlich mit dem Sohne in's Reine zu kommen. Dieser war im Grunde von sanftem Charakter und auch sonst gut geartet, nur von der Mutter etwas verzogen worden und deshalb gewohnt, seine Wünsche stets erfüllt zu sehen. Er hoffte nun ein Gleiches in Bezug auf seine Herzensangelegenheit, und hatte auch gar keinen Hehl daraus gemacht, daß es seine Absicht sei, Thirine als Gattin heimzuführen. Bei verständiger Ueberlegung hätte er sich leicht sagen können, daß er hier bei den Eltern starken Widerspruch finden würde; aber wo hat denn je ein Verliebter Zeit und Ruhe zu verständiger Ueberlegung gehabt, und verlobt war der arme Yvon und zwar, wie man auch in der Bretagne sagt, bis über die Ohren.

„Yvon,“ begann der Vater, nachdem er sich verschiedentlich geräuspert hatte und ein paar Mal im Zimmer auf und ab gegangen war — die Mutter saß am Fenster und that, als wenn sie gar nicht zuhörte, der Onkel stand mit gespreizten Beinen vor dem Kamin, als ob es mitten im Winter wäre, rauchte seine Pfeife und brummte ein Soldatenlied in den Bart — „Yvon, ich wollt' es dir schon immer sagen, dein Betragen gefällt mir seit einiger Zeit nicht recht; du arbeitest nicht mehr wie sonst, du gehst kaum in's Feld, um nach den Knechten zu sehen und die Bücher scheinen mir auch nicht mehr so gut gehalten, wie früher.“

„Die Bücher sind in Ordnung, Vater,“ antwortete der Sohn bescheiden, „auf's Feld zu den Knechten gehe ich nicht mehr so oft, denn du selbst bist ja fast immer draußen, und wenn es etwas zu arbeiten gibt, so ziehe ich mich gewiß nicht zurück.“

„Das ist es auch eigentlich nicht, was ich sagen will,“ fuhr der Vater fort, „aber du wirst mich schon verstehen; ich will sagen, daß du nicht mehr wie sonst bist und daß du dir Allerlei in den Kopf gesetzt hast, was mir nicht gefällt.“

„Und was denn Vater?“ fragte der Sohn mit derselben Ruhe, wirklich wie ein kleiner Diplomat.

„Nun ich meine die Thirine!“ rief der Pächter heftig, „denn du thust, als wenn ich spanisch spräche. Du bist in sie verliebt und willst sie heirathen, nicht wahr? Ich aber sage dir, daß ich sie nicht zur Schwiegertochter will und daß ich dir schon ein anderes Mädchen ausgesucht habe; auch hoffe ich, daß du als gehorsamer Sohn keine Einwendungen machen wirst, Yvon, und deine Mutter ist ganz meiner Meinung . . . so sprich doch auch ein Wort, Alte!“

Die Pächterin schwieg; sie versuchte wohl etwas zu sagen, aber es wollte nicht heraus und sie wischte sich die Augen.

„Schön,“ begann der Vater von Neuem und unterdrückte

einen leisen Fluch, „wenn die Weiber mitreden sollen, so fangen sie an zu weinen. Und du, Schwager, bist auch stumm wie ein Fisch! (diese letzten Worte waren an den Dunkel gerichtet) „man sollte glauben, ihr hättet Furcht vor dem Burschen.“

„Ich bin ein alter Soldat,“ antwortete der Dunkel barsch und stolz, „und kenne keine Furcht; aber ich mische mich nicht gern in Angelegenheiten, wo ich nicht direkt befehlen kann.“

Yvon war unterdessen zur Mutter getreten; er küßte ihr die Thränen von den Wangen und sagte dann mit schmeichelnder Stimme: „Mutter, denkst du wirklich wie der Vater? Du hast mir doch so oft gesagt, Thirine sei das beste Mädchen, das du je gesehen, und der Mann könne sich glücklich schätzen, der sie zur Frau bekäme.“

„Das wohl,“ entgegnete die Pächterin, die sich endlich ermannete, „aber damit sagte ich nicht, daß ich sie zur Schwiegertochter haben wollte.“

„Sei doch vernünftig, Yvon,“ nahm der Vater besänftigter wieder das Wort, „die Thirine mag ein ganz gutes Mädchen sein, aber sie taugt nicht für dich und nicht für uns. Weißt du wohl, daß du an jede Thür anklopfen darfst und daß sich hundert Familien freuen würden, dich zum Schwiegersohn zu bekommen? Und das nicht allein; ich habe bereits eine Braut für dich, die reichste auf vier Meilen in der Runde.“

„Doch nicht die Françoise, Vater, die Müllerstochter in Bledran?“

„Eben die. Sie ist die einzige Tochter und die Mühle arbeitet Tag und Nacht; die Eltern sind alt und wollen sich zurückziehen, und der Eichenhof gehört ihnen auch. Das Alles wird später einmal dein, du brauchst nur ja zu sagen.“

„Das werde ich aber im Leben nicht!“ rief Yvon und jetzt keineswegs mit sanfter Stimme. „Die Françoise ist alt und hat schon mehr als einen Schatz gehabt. Auch ist sie stolz und will hoch hinaus, und weil die Grafensöhne nicht gekommen sind, will sie nun mit dem Pächtersohn fürlieb nehmen. Lieber im Leben keine Frau, als solche!“

„Du redest albernes Zeug, Yvon. Die Françoise ist ein anständiges Mädchen und ihre Eltern sind honette Leute, wo hingegen die Eltern der Thirine . . . doch ich will es lieber nicht sagen, denn es ist gar zu schimpflich.“

„Die Eltern der Thirine sind todt,“ entgegnete Yvon schnell, „sie ist eine Waise, aber von anständiger Familie; das ist ein Unglück und kein Schimpf.“

„Ach was! Also du hast die einfältige Geschichte auch geglaubt? Ein ausgelegtes Findelkind ist sie, oder so was Aehnliches; die Tochter einer Pariser Lorette, und weiter nichts.“

„Vater, Vater!“ rief der Sohn laut und trat dicht an den Pächter heran, „wie kannst du so etwas sagen?“

„Ich sage es, weil es wahr ist; da frag' die Mutter, der Herr Pfarrer hat es uns diesen Nachmittag erzählt und der Herr Pfarrer lügt nicht.“

Die Pächterin nickte bejahend, aber sie antwortete nicht.

Yvon schwieg einige Minuten lang, wie wenn er mit sich zu Rathe ginge, dann sagte er: „Es mag sein, daß es so ist, doch auf Thirine fällt dadurch keine Schuld. Sie ist unschuldig und rein wie ein Engel. Würde die Frau Gräfin sie sonst bei sich aufgenommen haben? In meinen Augen ist sie trotzdem tausendmal mehr werth, als die stolze, reiche Françoise. Lieber will ich mich als Knecht verdingen, als“ . . .

„Kinder! Kinder!“ unterbrach hier der Dunkel, der endlich seine Pfeife ausgeraucht hatte, das Gespräch, „was sind das für Geschichten! Als wenn schon morgen Hochzeit gemacht werden sollte! Jetzt will ich ein Wort reden: Hör' Yvon, ein guter Sohn muß den Willen seines Vaters ehren; es thut mir leid um die Thirine, daß sie nicht von anständiger Herkunft ist; aber du, Schwager, laß deine Françoise bei Seite. Alle Wetter, wenn ich ein Mädchen nicht lieb habe, so nehm' ich sie nicht; aber ohne den elterlichen Segen wollte ich auch keine, und wenn ich sie noch so lieb hätte. Das, denk' ich, ist deutlich gesprochen. Nun gebt euch die Hand und veröhnt euch. Ich habe das Zanken und Streiten zwischen Eltern und Kindern nie leiden können. Verderbt mir nicht den letzten Tag; morgen reis' ich nach Paris und nehme den Yvon mit. In der Hauptstadt wird er schon anderen Sinnes werden.“

„Nicht in Bezug auf Thirine,“ erwiderte Yvon, „aber ich freue mich, daß ich Paris zu sehen bekomme.“

Die Mutter war unterdessen aufgestanden und legte die Hand des Sohnes in die des Vaters.

„Ich bin gar nicht böse,“ sagte der Alte, „obwohl es mich ärgert, daß er die Françoise nicht will, versprich mir nur das Eine, Yvon, daß du die Thirine nicht ohne Einwilligung deiner Eltern zur Frau nimmst.“

„Das kann ich schon versprechen,“ antwortete der junge Mann, „aber wenn du sie kenntest, wie ich sie kenne, Vater, so würdest du sie gewiß gern zur Tochter annehmen und mich vielleicht noch bitten, sie zu heirathen.“

„Darauf laß ich es ankommen,“ rief der Pächter, „aber bis dahin hat es gute Zeit.“

„Friede! Friede!“ rief der Dunkel, „umarmt euch und dann wollen wir unsern Koffer packen.“

III.

Es war schon nach Mitternacht und die letzten Lichter im gräßlichen Schlosse waren erloschen. Das alterthümliche Gebäude lag wie eine schwarze, phantastische Masse zwischen den hohen Eichen, der silberne Halbmond stand im Westen und warf einen matten Schimmer auf die Giebel und auf die schwarze Steingalerie des Altars, und über dem großen Rasenplatze vor der Hauptfassade, den die beiden Auffahrtsalleen in weitgeschwungenen Bogen begrenzten, wallten die Nebel wie leichte wehende Schleier. Aus der Ferne schallte das dumpfe Brausen des Meeres wie verhallender Donner, und die Kaskaden des Parks plätscherten eintönig dazwischen.

Am hinteren Flügel, wo die Küchen und Dienstwohnungen lagen, stand vor einem kleinen Parterrefenster eine dunkle Gestalt: Yvon. Er hatte schon zweimal leise an die Scheiben geklopft, endlich öffnete sich das Fenster, aber kaum zur Hälfte, und das Mondlicht beleuchtete ein zaghaftes Mädchenantlig: Thirine.

„Es ist nicht recht, was du thust, Yvon,“ sagte sie mit zitternder Stimme und drängte ihn zurück, als er ihre Hand ergreifen wollte; „Helene schläft dicht neben mir und kann leicht erwachen. Was würde sie sagen, wenn sie uns sähe.“

„Helene hat uns beide lieb und sie weiß es längst, daß du meine Braut bist; sie wird uns nicht verrathen.“

„Ich bin ja deine Braut nicht, Yvon; zwei Verlobte können

sich frei und offen zeigen vor der ganzen Welt, und wir verbergen uns wie Diebe in der Nacht. O es ist nicht recht, was du thust."

"Es ist doch recht und du bist doch meine Braut," rief der junge Mann lebhaft; „haben wir uns nicht gegenseitig Liebe und Treue versprochen bis in den Tod? Sag, Thirine, haben wir das nicht?"

"Das wohl," antwortete das Mädchen schüchtern; „aber ich habe auch der Frau Gräfin geloben müssen, nie an eine Heirath mit dir ohne Einwilligung deiner Eltern zu denken, und du weißt, daß sie gegen unsere Verbindung sind?"

"Mein Vater, weil er die alberne Françoise von Blédran im Kopf hat; aber ich will nichts von ihr wissen."

"Die Françoise ist reich und schön, und ich bin arm und" . . . das schlimme Wort wollte der Kleinen doch nicht über die Lippen.

"Wenn du arm bist, Thirine," sagte Yvon, so bin ich reich genug für uns Beide, und schön bist du wie kein anderes Mädchen auf der Welt." Dabei ergriff er ihre Hand, die sie ihm diesmal nicht entzog.

"Erinnerst du dich noch," fuhr er fort, „als kürzlich die große Gesellschaft im Schlosse war? ich habe sie nach der Tafel im Park spazieren gehen sehen, all die vornehmen Damen in ihren prächtigen Kleidern und ich habe sie mir genau betrachtet: nicht Eine von ihnen war so schön wie du."

"Daß das," sagte Thirine, „und geh jetzt, weshalb bist du überhaupt gekommen?"

"Um Abschied zu nehmen, denn du weißt doch, daß ich morgen mit dem Onkel nach Paris gehe. Ich wollte dich noch einmal sehen und dir sagen, daß ich immer an dich denken werde und dich bitten, es auch zu thun. Hast du mich wirklich so lieb, wie ich dich?"

Thirine antwortete nicht, aber ihr Schweigen mußte ihm wohl für eine Antwort gelten, denn auch er sagte nichts; nur ihre Hand hielt er fester und drückte sie an seine Lippen.

"Ich vergesse dich nicht," flüsterte sie endlich „und ich will für dich beten, daß du glücklich zurückkehrst."

"Meine Mutter wird dir schon Nachricht von mir geben," sagte Yvon, „sie kommt ja oft auf's Schloß und sie hat dich gern."

Wieder schwiegen beide . . . Durch die Stille der lauen Sommernacht zog ein leises Wehen, das den nahen Morgen verkündete, die Mondsichel war längst versunken und nur einzelne bleiche Sterne blinkten noch am Himmel, den bereits ein weißlicher Schimmer überflog . . . Yvon fuhr auf, er preßte noch einmal heftig ihre Hand, sie neigte sich weinend gegen ihn, daß ihre Wangen sich berührten — „bleib mir treu, Thirine," rief er, „so wie ich dir! Lebwohl! Auf Wiedersehn!"

Dann verschwand er in einer Seitenallee des Parks.

IV.

Der nächste Morgen war wunderschön: die Sonne war prächtig über den Felsen der Meeresküste aufgegangen, das Meer leuchtete wie flüssiges Gold, und sogar die dunkeln Steinfiguren des alten Schlosses sahen weniger düster aus; blühender Thau lag auf Blumen und Gräsern, und alle Baumwipfel

bewegten sich sanft in der kühlen Luft. Im Herrenhause war es noch still, aber in den daneben liegenden Wirtschaftsbauwerken herrschte bereits lautes Leben. Die Knechte zogen peitschknallend auf die Felder hinaus, man vernahm das Gebüll der Heerden und das Wiehern der Pferde, das Krähen und Gackern des Hühnerhofes, in der lichten Höhe schmetternde Lerchentriller, aus allen Gebüsch den Gesang der Vögel, aus dem nahen Eichenwalde den langgedehnten Ruf des Kuckuks und das Flöten und Pfeifen der Drosseln und Amseln, und plötzlich dazwischen von der Schloßkapelle die in kurzen Pausen auf einander folgenden drei Glockentöne des Angelusläutens, das in allen katholischen Ländern, morgens, mittags und abends, den Menschen ein paar Minuten lang an seine höhere Bestimmung mahnt.

Die Thür der kleinen Kapelle stand offen, der alte Philipp stäubte die Bänke und Stühle ab, legte dann das Altartuch auseinander und traf die übrigen Vorbereitungen für die Messe des Schloßgeistlichen; einige Minuten später erschien Thirine mit frisch gepflückten Blumen, die sie in die verschiedenen Vasen vertheilte, was sie täglich zu thun pflegte. Dann kniete sie nieder und betete, aber länger als gewöhnlich. Gewiß dachte das arme Kind an den Abschied in der verfloffenen Nacht, und bat um Kraft, die Trennung zu ertragen und um eine glückliche Lösung ihres Schicksals.

Als sie wieder zur Kapelle hinaustrat, ging sie nicht sofort in's Schloß zurück, sondern wartete eine Weile, und schaute über die Kornfelder und auf diejenige Stelle des Thals hinab, wo sich die weiße Landstraße huzog. Sie mußte den günstigen Moment getroffen haben, denn nach wenig Minuten wurde auf der Chaussee ein kleines Cabriolet sichtbar, in welchem zwei Männer saßen: der Onkel und Yvon, die nach der nächsten Eisenbahnstation fuhren, um von da nach Paris zu reisen. Sie konnte freilich die beiden Figuren nicht deutlich erkennen, aber ihr Herz sagte ihr, daß sie sich nicht täuschte. Es schien ihr sogar, als sähe sie im Wagen ein wehendes Taschentuch, und sie hätte gern das ihrige herausgezogen, um den Gruß zu erwiedern, aber sie fürchtete sich vor den vorübergehenden Knechten. Schnell, wie wenn sie etwas vergessen, eilte sie in die Kapelle zurück, nahm zwei der schönsten Rosen aus einer der Vasen und legte sie unter die Statue der Madonna, die in einer Nische an der Außenseite der Mauer aufgestellt war; dann ging sie heiteren Sinnes davon und sang eines jener kleinen Lieder, an denen die Volkspoesie der Bretagne so reich ist, das wir aber freilich hier nur in der deutschen Uebersetzung wiedergeben können.

Du duftest wie die Maienrose,
Wenn rings des Frühlings Gruß erklingt,
Der auch dem trübsten Erdenloose
Ein grünes Blatt der Hoffnung bringt.

Du schimmerst wie der Stern am blauen,
Unwandelbaren Himmelszelt,
Wo Engel mild hernieder schauen,
Als Boten einer bessern Welt.

Ich hoffe drum auf dich allimmer,
O tröste mich, o sei nicht fern
Mit deinem Duft, mit deinem Schimmer,
Du meine Rose! du mein Stern!

Wir wollen jetzt den Leser mit der Vergangenheit unserer kleinen Heldenin, soweit es zum Verständniß dieser Erzählung nöthig ist, bekannt machen.

Die Gräfin, die sich in jedem Jahre während des Winters auf einige Monate nach Paris begab, hatte dort einst eine eigenthümliche und zugleich sehr betrübende Bekanntschaft gemacht. Man rief sie eines Tages zu einer armen, todtkranken Frau, die im Hinterhause desselben Gasthofes im Sterben lag und den lebhaftesten Wunsch ausgesprochen hatte, die fremde Dame aus der Bretagne vor ihrem Ende zu sehen. Dergleichen erschütternde Gegensätze sind nichts Seltenes in einer Weltstadt wie Paris. In der Beletage irgend eines prächtigen Hotels mit vergoldeten Balkonen und hohen Spiegelscheiben ist glänzender Ball voll schimmernder Toiletten, blickender Kronleuchter und gepudelter Lakaien, und in der elenden Dachkammer irgend eines Seitenflügels über den Ställen und Remisen liegt ein Unglücklicher halb verhungert auf Stroh, er hört vielleicht die Tanzmusik und die auf- und abrollenden Equipagen; ein Glas von jener Limonade, die dort in Strömen fließt und von den Dienern leichtfertig verschüttet wird, würde ihn in seiner letzten Stunde vor dem Todeskampfe erquickt haben . . . aber das eiserne Rad des Schicksals wälzt sich unerbittlich und zermalmend über die Menschen, und nur ein gläubiges Herz findet in dieser scheinbaren entsetzlichen Disharmonie den versöhnenden Accord durch einen Blick nach Oben. —

Die Gräfin eilte zu der Sterbenden, die ihren Namen nicht nennen wollte. Es war noch eine junge Frau, welche nur Elend, Entbehrung und Krankheit so gealtert hatten. Sie richtete sich mühsam auf in ihrem ärmlichen Bette, als sie aber die Kammerfrau erblickte, machte sie eine heftig abwehrende Bewegung; sie wollte mit der Gräfin allein sein und diese winkte der Dienerin, sich zu entfernen. Dann sagte die Kranke zitternd und mit fieberhafter Schnelle, als fürchte sie, vom Tode überrascht zu werden: „Ich fühle, es ist vorbei, am nächsten Morgen stehe ich vor Gott, er wird mich gnädig richten, denn ich habe Unendliches gelitten. Ein Fehltritt in meiner Jugend hat mich in namenloses Elend gestürzt. Ich glaubte dem Verfäher, der mich herzlos verließ. Meine Eltern verstießen mich, ich brachte mein Kind, das ich nicht ernähren konnte, in's Findelhaus, und verbarg mich dann in dem großen Paris. Meine Tochter ist jetzt neun Jahre alt, im zehnten muß sie die Anstalt verlassen, und was soll aus ihr werden ohne Beistand und Schutz? Dieser Gedanke läßt mich nicht sterben. Da hörte ich von Ihnen, Frau Gräfin, von Ihrer Mildthätigkeit und Herzengüte; ich kenne Sie nicht, aber es ist für mich wie ein Wink des Himmels; nehmen Sie sich meiner Tochter an, hier sind die Papiere, bringen Sie sie fort aus dem schrecklichen Paris, erziehen Sie sie in Gottesfurcht, wenn auch nur als niedere Magd, und der Allmächtige wird Sie segnen . . . und was auch geschehen möge, lassen Sie meine Tochter nie nach Paris kommen; Paris war mein Verderben . . .“

Die Sterbende hielt inne und legte sich leichenblaß zurück; die lange Rede hatte ihre wenigen Kräfte vollends erschöpft. Die Gräfin bog sich erschüttert über sie, um ihr Muth einzusprechen, nahm die Papiere und gelobte ihr mit einer heiligen Versicherung, für das Kind zu sorgen; dann eilte sie hinaus

und rief nach einem Priester. Dieser kam noch zeitig genug, um die letzten reuevollen Geständnisse der Unglücklichen zu vernehmen, die wenige Minuten darauf unter seinen erlösenden Segensworten verschied.

Die Gräfin war noch an demselben Tage in's Findelhaus gefahren, um das Kind, das nur mit seinem Taufnamen Mathürine in die Register eingetragen war, zu holen. Die üblichen Formalitäten waren leicht erfüllt und der Name der gräflichen Familie genügte, um alle Bedenken zu heben; der Staat ist ohnehin froh, wenn ihm die Privatmildthätigkeit zu Hilfe kommt, um ihn der späteren Aufsicht und Sorge für die Findelkinder zu überheben.

Mathürine, oder Thürine, wie man sie später nach bretonischer Sitte nannte, war damals ein unscheinbares, kränklich aussehendes Kind, mit feinen, bleichen Zügen und lebhaften schwarzen Augen. Die Kleine hatte außerdem etwas Verlegenes und Gedrücktes, als wüßte sie um die dunkle Schuld, der sie ihr Dasein verdankte. Auch nach ihrer Uebersiedlung in die Bretagne, wo die Gräfin sie sofort der Pflege und Obhut der alten Helene übergab, blieb sie noch eine Weile so, aber nicht lange. Das stille, gleichförmige Leben im Schloß, die friedlichen Beschäftigungen des Tages, die reine gesunde Luft, die einfache, aber in ihrer Einfachheit so großartige Natur — das Meer, die Felsen, Wald und Feld — Alles übte auf die physische wie moralische Entwicklung des Kindes einen überaus günstigen Einfluß, und als einige Jahre später die Gräfin einst von einer längeren Badereise zurückkam, erkannte sie das Mädchen kaum wieder. Jetzt erst fühlte sie, daß sie hier einen Menschen wirklich an Leib und Seele gerettet hatte.

Dabei wurde Thürine auf das Einfachste erzogen; sie ging in die Mädchenschule des Dorfes und gehörte bald zu den besten Schülerinnen; in der Kinderlehre beim Pfarrer zeichnete sie sich durch leichte Fassungskraft aus und stand bei der ersten Communion obenan; aber als sie mit den andern Mädchen in ihrem schlichten weißen Kleide und mit der geweihten Kerze an den Altar trat, fiel die reizende Erscheinung sowohl der Schloßherrschaft wie den Dorfbewohnern auf, denn es lag in ihrem ganzen Wesen etwas Sittsames und fast etwas Distinguirtes, was sie vor den übrigen Kindern vortheilhaft auszeichnete.

Trotzdem gehörte Thürine dem Gesinde an, und die Gräfin vermied ängstlich Alles, was in ihr irgendwie den Gedanken einer höheren Lebensstellung erwecken konnte. Thürine selbst dachte auch am allerwenigsten an etwas anderes; ihre Vergangenheit war abgeschlossen und Niemand, schon aus Rücksicht gegen die Gräfin, fragte darnach; sie lebte heiter und unbefangen in der ruhigen, sorgenfreien Gegenwart, half in den Küchen und sonst im Hausstande, arbeitete im Blumengarten und in den Treibhäusern und besorgte den Dienst in der Schloßkapelle; überall war sie gern gesehen und alle zeigten sich freundlich und aufmerksam gegen sie, schon weil man wußte, daß sie unter der besonderen Protection der gnädigen Frau stand. Thürine unterstützte auch die alte Helene in ihrem Dienst bei der Gräfin und durfte sich dann manchmal nachmittags, wenn kein Besuch im Schlosse war, in die große Gallerie setzen und sich mit einer weiblichen Arbeit beschäftigen. Ueberhaupt ist in der Bretagne und namentlich in den Schloßern das Verhältniß der Herrschaft zu den Diensthofen ein anderes als im übrigen Frankreich.

Dort herrscht wirklich noch auf der einen Seite langjährige bewährte Treue und Hingabe und auf der andern Nachsicht und Milde und erkenntliche Dankbarkeit, was beides entschieden seinen Grund in der ächt christlichen Gesinnung der Bevölkerung hat und ein patriarchalisches Zusammenleben begründet.

VI.

So hatte Thirine das achtzehnte Jahr erreicht, als auch ihr jene Stunde schlug, wo das Herz in seinen geheimsten Regungen erwacht und wo die unbestimmte, verhüllte Sehnsucht, die Gott in jede Menschenseele gelegt hat, einen Gegenstand findet, den sie im Sonnenlichte der Verklärung erblickt. Schlichtern vielleicht und befangen und sich selbst nicht klar, aber es war doch, wie Stifter so schön sagt, „das seltsam unergründliche Gefühl, wodurch der Schöpfer seine Menschheit hält“ — die Liebe.

Wie es gekommen und noch dazu so schnell gekommen war, wußte sie nicht; sie wußte nur, daß sie Yvon, den jungen Pächtersohn innig liebte, und sie glaubte ihm gern, wenn er ihr dasselbe versicherte.

Wir müssen jetzt mit einigen kurzen Worten auch diesen unsern Lesern vorkühren.

Yvon verrieth schon als Knabe sehr günstige Anlagen und da er der einzige Sohn war, so beschloßen seine Eltern, auf seine Erziehung mehr Sorgfalt zu verwenden, als gewöhnlich Leute ihres Standes zu thun pflegen. Sie schickten ihn daher in das nahe Saint-Brienc in eine Erziehungsanstalt und hofften, daß vielleicht in ihm die Neigung zum Studiren erwachen würde. Die Mutter hegte namentlich goldene Pläne für die Zukunft ihres Lieblings, den sie im Geist bereits als Advokat oder Arzt, oder gar als Magistratsperson in der Robe sah. Yvon benutzte die dargebotene Gelegenheit, sich auszubilden auf das Beste, machte seine Gymnasialklassen durch, erwarb sich tüchtige Kenntnisse und bestand die Abiturientenprüfung mit Ehren. Er bezog alsdann die Akademie zu Rennes, um sich der Jurisprudenz zu widmen, aber mehr um seinen Eltern gefällig zu sein, als aus innerer Neigung, denn er fühlte keinen wahrhaften Beruf für den gelehrten Stand, und wenn er die großen Sommerferien im elterlichen Hause zugebracht hatte, so wurde ihm der Abschied von Feld und Wald und hauptsächlich von dem prächtigen Meeresufer mit seinen Felsen und Buchten immer sehr schwer.

So waren auch einst die Ferien zu Ende gegangen, aber Yvon machte diesmal gar keine Anstalten, nach Rennes zu seinen Vorlesungen zurückzukehren, sondern erklärte im Gegentheil, als man ihn endlich an die Abreise erinnerte, daß er sich anders besonnen habe und das Studiren aufgeben und zu Hause bleiben wolle. Der Vater, der längst gemerkt hatte, daß sein Sohn besser zum Landwirthe als zum Gelehrten paßte, fand sich bald in diesen Wechsel, zumal ihm der Pfarrer, den er sofort um Rath fragte, begreiflich gemacht hatte, daß die erhaltene Schulbildung seinem Sohn später sehr zu Statten kommen würde, der dadurch leicht in den Gemeinderath oder wohl gar zum Maire der Commune gewählt werden könne. Dieser letztere Grund beschwichigte auch die Mutter, die sich sonst wohl nicht so schnell zufrieden gegeben und auf ihre stolzen Hoffnungen verzichtet hätte.

Die wahre und eigentliche Ursache von Yvon's Sinnesänderung war indeß eine ganz andere und zwar diese: die Gräfin hatte ihn einst kommen lassen und ihn gebeten, die Bibliothek des Schlosses, die nach und nach durch die lange Abwesenheit des Grafen, der als Deputirter den größten Theil des Jahres in Paris zubringen mußte, in Unordnung gerathen war, wieder in Stand zu setzen, einen Catalog anzufertigen und sich auch der übrigen Sammlungen in den Gallerien, der Mineralien, Waffen, Alterthümer und Münzen anzunehmen. Dem jungen Manne war dieser Auftrag sehr willkommen, er fühlte sich dadurch sogar geschmeichelt und arbeitete mehrere Wochen lang in den verschiedenen Räumen mit großem Eifer, um dem Vertrauen der gnädigen Frau zu entsprechen. Da er einiger Handleistungen bedurfte, so war es sehr natürlich, daß ihm Thirine, die ohnehin mehr und mehr im Innern des Schlosses Beschäftigung gefunden hatte, dieselben leistete, zumal sich Beide seit langen Jahren kannten. Daß aus dem früheren Knaben und aus dem kleinen Mädchen ein Jüngling und eine Jungfrau geworden war, wurde ihnen erst dann klar, als ihre reinen, unverdorbenen Herzen sich ihre gegenseitige Neigung gestanden.

Nur diejenige Scene, wo diese Neigung zuerst deutlich zu Tage trat, sei mir hier flüchtig mitzutheilen erlaubt. Thirine hatte noch so gut wie gar nichts gelesen, aber sie hörte gern zu, wenn ihr Yvon unter der Arbeit aus irgend einem Buche etwas erzählte. So unter Andern die rührende Geschichte Graziella's von Lamartine, die einen tiefen Eindruck auf sie machte. Mit immer steigendem Interesse verfolgte sie von Tage zu Tage die Abenteuer des vornehmen jungen Parisers und der Fischers-tochter, die Anfangs so harmlos begonnen und sich zuletzt so tragisch gestaltet hatten. Als aber schließlich das unerbittliche Geschick die arme Graziella von ihrem Geliebten trennte und sie in Folge der Trennung erkrankte und am gebrochenen Herzen starb, vergoß sie bittere Thränen, wie wenn sie selbst das unglückliche Opfer gewesen. Als Yvon sie zu trösten versuchte, fragte sie ihn plöglich mit leuchtenden Blicken: „Sag' Yvon, hättest du das thun können? Deine Geliebte verlassen, ihr untreu werden, nachdem du ihr einmal Treue versprochen, um eine Andere zu heirathen?“ Der junge Mann erstaunte über diese leidenschaftliche Sprache bei dem sonst so ruhigen und schüchternen Mädchen; als er ihr aber in die dunklen, noch feuchten Augen sah, fühlte er wohl, daß sie aus ihrem eigenen Herzen gesprochen. „Nein, nimmermehr, Thirine,“ rief er und umarmte sie heftig, „sage mir nur, daß du mich liebst und ich bleibe dir treu bis in alle Ewigkeit, und nur du sollst mein Weib werden und kein anderes Mädchen auf der Welt!“ Sie antwortete nicht, sondern lehnte nur ihr hocherröthendes Gesicht an seine Schulter, und von diesem Moment an war ihr beiderseitiges Schicksal entschieden.

Yvon machte auch gar kein Geheimniß, weder aus seiner Liebe, noch aus seiner Absicht, Thirine zu heirathen und wunderte sich sehr, als er bei seiner Mutter, der er sich zuerst vertraute, auf Einwendungen und Bedenken stieß. Diese, obwohl sie persönlich das Mädchen sehr liebte, fürchtete die finanziellen Pläne des Vaters, der dem Sohn bereits die reiche Müllers-tochter in Plebran bestimmt hatte.

Als die Gräfin von ihrer Badereise zurückgekommen war, erfuhr sie ebenfalls den kleinen Roman, ging aber mit dem ihr eigenen Tact anscheinend leicht darüber hinweg. Sie verstand

sich zu sehr auf das menschliche Herz, um nicht zu wissen, daß gerade in solchen Fällen Zwang und Strenge die Lage nur verschlimmern, und außerdem kannte sie die beiden jungen Leute genügend, um sich über die Folgen ihres Liebesverhältnisses zu beruhigen. Auch war ja von einer *Mésalliance* (um dies im Grunde so unnatürliche Wort zu gebrauchen) gar nicht die Rede, denn ohne das eigensinnige Veto des Pächters stand ja der Heirath nichts im Wege. Aber der Wille des Vaters mußte geehrt werden und sie begnügte sich daher einfach, den Sohn an seine Pflichten gegen seine Eltern zu erinnern und dem Mädchen das Versprechen abzunehmen, ohne Einwilligung der Eltern an keine Verbindung mit Ivon zu denken.

Die beiden Liebenden sahen sich von nun an weniger; doch die Trennung zweier Herzen, die für einander schlagen, ist ihnen nur eine neue Mahnung, das Gelübniß der Treue um so fester zu bewahren. Auch konnte man sie, nach den einfachen Verhältnissen, in welchen sie lebten, nicht wohl ganz und gar von einander entfernt halten, und Sonntags nach der Messe stand Ivon regelmäßig an der Kirchenthür und wartete, bis Thérèse vorüber ging. Ein Blick, oder wenn die Gelegenheit günstig war, ein flüchtiger Händedruck und eine schnell gereichte Blume waren Alles, was sie wagen durften, aber dies Wenige genügte, um sie zu trösten und mit Hoffnung zu erfüllen.

Der alte Bertram mit dem Stelzfuß, ein lustiger Kauz, der das Gnadenbrot im Schlosse aß, weil er auf der Jagd im Dienste des Grafen das Bein verloren hatte, lachte oft über die Beiden und sagte ungenirt und laut, daß es Jeder hören konnte: „die kriegen sich doch noch einmal, denn sie haben sich gar zu lieb, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. In der neuen Kirche werden sie getraut werden und ein schönes Paar abgeben, und auf dem Schlosse selbst wird die Hochzeit sein; denkt an mich, ich hab' es prophezeit!“

Der Pächter hatte nie direkt mit seinem Sohne über die „verdrießliche Sache,“ wie er sie nannte, gesprochen, bis an jenem Abend, dessen Scene wir bereits oben geschildert haben und die der Abreise Ivon's nach Paris mit dem Dunkel vorherging.

VII.

Ivon an seinen Freund Carl in Rennes.

Erster Brief.

Paris, 10. Juni.

Schon fast acht Tage bin ich hier und komme erst heute dazu, Dir zu schreiben. Ich wollte aber absichtlich einige Zeit verstreichen lassen, um mich etwas an das neue Leben und an die tausend Eindrücke, die mich von allen Seiten bestürmen, zu gewöhnen. Auch heute bin ich noch nicht zur Ruhe gekommen (ich glaube, man kommt in Paris niemals dazu), erwarte deshalb keinen langen umständlichen Brief, mit einer detaillirten Schilderung der Weltstadt, diese werde ich Dir mündlich geben, wenn wir uns wiedersehen, was hoffentlich bald geschieht, denn soviel kann ich Dir jetzt schon sagen: lange in Paris bleiben möchte ich nicht und dort ganz leben, noch weniger.

Paris ist allerdings schön, wunderschön, und ich habe nun mit eigenen Augen alles das gesehen, wovon uns die Departementsblätter seit langen Jahren immer so viel erzählt haben: die neuen Boulevards, immer einer prächtiger als der andere, und die

gar kein Ende nehmen, die Elyseischen Felder mit dem Triumphbogen, die reizenden Gärten und Squares mit Springbrunnen, Felsen und ausländischen Gewächsen, die stolzen Brücken und die breiten Quais, den berühmten Concordeplatz mit dem Obelisken, den Tuilerienpark und das alte Königsschloß, wo jetzt der Kaiser wohnt. Dann das Menschengewühl in den Straßen, daß man kaum hindurch kann, die vielen tausend hin- und herrollenden Wagen und Equipagen, und ein unaufhörliches Lachen und Brausen, wenn man nur an's Fenster tritt, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.

Mein Onkel hatte kürzlich einen Geschäftsfreund zu besuchen, der weit hinter der Bastille wohnt, am Kanal, wo das Arsenal liegt; wir fuhren von unserem Gasthose gut anderthalb Stunden und, denke Dir, dort herrscht ganz dasselbe Leben und Treiben, wie wenn es ein neues Paris wäre, und so geht es nach allen Himmelsgegenden fort.

Das Unglück ist nur, daß man nirgends eine ruhige Stunde findet; der einzige Ort, wohin der betäubende Lärm nicht dringt, sind wirklich nur die Kirchen, und die sind in der Regel leer. Nur an Sonntagen sind sie übervoll, denn in allen wird das Hochamt mit außerordentlicher Pracht gefeiert, aber die versammelte Menge macht nicht den Eindruck einer andächtigen; es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen, und die Toiletten der vornehmen Damen erinnern mehr an einen Ball als an den Gottesdienst.

In solchen Augenblicken denke ich dann an unsere kleine Dorfkirche, an den guten Pfarrer und an den alten Küster, der fast immer die letzte Altarleuchte anzuzünden vergißt, und an unsere ehrlichen Bauern mit ihren Frauen und Kindern, die recht und schlecht auf den bloßen Boden niederknien — hier sind die Bettstühle mit rothem Sammt überzogen und die Schweizer sehen in ihrem goldgestickten Anzug aus wie Generale. Schön ist es in den Pariser Kirchen, aber beten kann man nicht recht darin.

Kaum ist man jedoch heraus, so beginnt das wilde Leben von Neuem. In dem Restaurant, wo wir speisen, essen wenigstens drei, vierhundert Personen auf einmal und vor dem Geklapper der Teller, der Messer und Gabeln und dem Geschrei der Kellner kann man sein eigen Wort nicht hören. Ich bin immer froh, wenn wir fertig sind; dem Onkel hingegen scheint das Alles ausnehmend zu gefallen. Abends gehen wir in die Kaffeehäuser und dann in die Gartenconcerte der Elyseischen Felder, und vor Mitternacht kommen wir nie nach Hause. Aber nach hiesigen Begriffen ist das noch sehr früh. Auch im *jardin mabille* sind wir gewesen, dem *rendezvous* der *domi-monde*, wo allabendlich getanzt wird. Du erinnerst Dich wohl der Bilder, die wir in Rennes davon sahen und wo wir nie glauben wollten, daß es möglich wäre, so zu tanzen. Ich sage Dir, Carl, in der Wirklichkeit ist es noch viel schlimmer. Dabei sind fast alle jene Tänzerinnen roth und weiß geschminkt, mit schwarz gemalten Augenbrauen, daß man ihnen gern in's Gesicht lachen möchte, wenn sie nicht gar zu widerlich wären. Die Männer sind um kein Haar besser, alle so bleich und mager, daß sie wirklich Bedauern erregen. Die sollten nur einmal auf einen von unseren bretonischen Tanzplätzen kommen; da würden sie nach den ersten fünf Minuten umfallen, wie die Fliegen.

Eine von jenen sauberen Damen hängt sich plötzlich, ehe

ich mich dessen versah und ohne daß ichs hindern konnte, an meinen Arm und bat mich, sie an's Buffet zu führen, um ein Glas Eis zu essen. So unwillkommen mir auch das Ausinnen war, so wollte ich doch nicht für einen Bären passiren und führte sie hin. Aber schon unterwegs erzählte sie mir eine lange Geschichte, daß sie ihren Hauszins nicht bezahlen könne und daß sie einen Kaschmirshawl verpfändet habe, der verfallen sei und den sie einlösen müsse, wenn sie ihn nicht verlieren wollte, und bat mich um fünf Louis'or. Das empörte mich denn doch zu sehr; ich ließ sie stehen und machte mich davon. Da rief sie mir Schimpfnamen nach und holte ein paar Freundinnen, um ihnen den „kniderigen Kleinsünder“ zu zeigen, wie sie mich nannte.

Du lieber Gott! woran hat denn mein Onkel gedacht, als er sagte, ich solle nur mit ihm nach Paris gehen, das würde mich schon auf andere Gedanken bringen. Er lachte, als ich ihm mein Abenteuer erzählte und meinte, man müsse es so genau nicht nehmen; alle Pariser Weiber seien auch nicht so wie jene vom jardin mabille, und morgen wolle er mich der Familie Durand vorstellen, von der er mir beständig spricht, namentlich von der Tochter, die eine sehr gute Parthie sei, und schön und lebenswürdig obenein.

Um ihn nicht böse zu machen, werde ich ihn begleiten, aber wenn es nach meinem Sinne ginge, so packten wir morgen wieder ein und reisten zurück; mein Herz ist ja doch nicht hier und wo es ist, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Du bist ja seit Jahren mein Vertrauter und weißt, daß ich nur ein Ziel auf dieser Welt habe: Thérine!

Zweiter Brief.

Paris, am 16. Juni.

Bei den Durands bin ich nun auch gewesen, aber zum zweiten Male gehe ich nicht wieder hin, das habe ich dem guten Onkel rund heraus erklärt. Ich will gern zugeben, daß es anständige und respectable Leute sind, aber mir gefallen sie nicht und ich würde unglücklich sein, wenn ich mit ihnen leben müßte, oder wenn ich gar Fräulein Pauline . . . doch ich schreibe den Gedanken nicht aus, denn ihn bloß zu denken, scheint mir schon eine Sünde gegen das gute, treue Kind, dem mein Herz gehört.

Der alte Durand, oder „Papa Durand“, wie ihn alle nennen, ist ein Weißwaarenhändler in der Rue Saint-Denis, der in seinem Leben nicht hinter seinem Ladentisch und aus seiner Straße herausgekommen ist. Vierzig Jahre lang hat er Calicot und Shirting gemessen und abgeschnitten, seine Leute, seine Familie und sich selbst knapp und kümmerlich gehalten, um so viel Geld wie nur irgend möglich zusammenzuscharren; jetzt ist er ein reicher Mann geworden, der sein Geschäft aufgeben und eine hübsche Etage auf irgend einem neuen Boulevard beziehen will, um dort den Rentier zu spielen. Vorher will er aber seine Tochter verheirathen, und gut verheirathen, wie er sagt, denn er gibt ihr hunderttausend Franken baar mit, was er ebenfalls jedem erzählt, der es hören will. Die Tochter ist ein albernes, geziertes Ding, das ein Vißchen Clavier spielt, ein Vißchen zeichnet, ein Vißchen malt (von allem ein Vißchen) und abends auf ihrem Zimmer die Romane von Sue und Dumas liest. Von der Küche und vom Hausstand versteht sie nichts, um so mehr aber von Toiletten und Moden. Eine solche Person würde mich ja unglücklich machen, und mein

Onkel, der den alten Durand aus seiner Jugendzeit her kennt, mußte wirklich blind sein, um das nicht auf den ersten Blick einzusehen. Von der Mutter sage ich Dir lieber gar nichts. Sie ist älter als ihr Herr Gemahl, und putzt sich fast noch mehr als ihre Tochter. Sie trägt falsche Locken und einen ungeheueren Chignon und riecht beständig an einem kleinen Flacon, weil sie sich einbildet, schwache Nerven zu haben, obwohl sie für zwei ist und trinkt. Bei Tische kam natürlich die Rede auf die Bretagne und ich sprach sofort von meinem Lieblings-thema, dem Meer. „Um Gotteswillen! hören Sie auf,“ rief mir Madame Durand zu, „schon wenn ich das Wort Meer aussprechen höre, meine ich die Seelkrankheit zu bekommen; ich habe es nie begreifen können, daß es Menschen gibt, die sich auf das Wasser wagen.“ Dies alberne Geschwätz verleidete mir die Frau vollends, und beim Nachhausegehen sagte ich dem Onkel ungenirt meine Meinung. Im Grunde hat mich der Onkel doch recht lieb und ist ein verständiger, herzensguter Mann; „ich sehe schon Jvou,“ antwortete er, „daß du nicht für Paris geschaffen bist; du thust am besten, wieder in deine Bretagne zurückzukehren.“ Wann? rief ich seelenvergnügt, und wäre ihm fast um den Hals gefallen. „Wann du willst,“ sagte er, „meinetwegen morgen oder übermorgen, mit meinen Geschäften bin ich ohnehin fertig.“

Meine Freude kannst Du Dir denken.

VIII.

Eilen wir unserem Freunde in sein schönes bretonisches Dorf voraus, um so mehr, weil dort unterdessen ein bedeutendes Ereigniß stattgefunden hat.

Eines Nachmittags fuhr ein leichter Reisewagen, in welchem ein einzelner Herr saß, in den Schloßhof und direkt vor den großen Perron. Der Herr stieg aus und gab seine Karte, auf deren Rückseite er noch vorher mit Bleistift ein paar Worte geschrieben, dem Diener, der sie zur Gräfin hinaustrug, um ihn anzumelden. Es war ein Mann in mittleren Jahren, elegant aber in Trauer gekleidet und auch auf seinem Gesicht lag der Ausdruck eines tiefen Schmerzes.

„Der Marquis de l'Etang,“ sagte die Gräfin erstaunt, indem sie die Karte betrachtete und auch die hinzugefügten Worte gelesen: bittet um eine kurze Unterredung unter vier Augen. „Führ' ihn herauf, Philippe, er soll mir sehr willkommen sein.“

„Comtesse,“ begann der Marquis nach den ersten Begrüßungen, „Sie werden sich gewiß über meinen Besuch verwundern; ich selbst hätte nicht geglaubt, als ich vor einigen Jahren das Glück hatte, Sie in Paris zu sehen, daß ich mich einst so Ihnen gegenüber finden würde.“

„Ich erinnere mich dessen sehr gut, Herr Marquis, es war in einer Soirée beim Senatspräsidenten; Sie führten damals Ihre junge schöne Frau in die Welt. Doch ich sehe,“ fügte sie leiser und zögernd hinzu, „Sie sind in Trauer“ . . .

„Meine Frau ist vor einigen Monaten am Nervenfieber gestorben,“ antwortete der Marquis, und fuhr mit der Hand über die Augen, „ein Engel, der in seine bessere Heimath zurückgekehrt ist. O Gott, ich hatte ein solches Weib nicht verdient!“

„Die Vorsehung geht ihre eigenen Wege,“ sagte die Gräfin theilnehmend, „welche Familie wäre wohl frei von Kummer und Leid; nur prüft der Himmel die Einen mehr, als die Andern.“

„Mich hat er schrecklich geprüft, begann der Marquis nach einer Pause und ich fühle, daß mein Lebensglück auf immer dahin ist. Doch ich muß Ihnen den Grund meines unerwarteten Besuchs erklären. Ich komme im Auftrage eines meiner besten Freunde der Ihnen seit Langem auf das Tiefste verpflichtet ist, freilich ohne es zu wissen. Er hat mich geschickt, seine langjährige Schuld abzutragen, so weit dies überhaupt möglich ist.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Marquis,“ unterbrach ihn die Gräfin, noch immer äußerst erstaunt.

„Sie werden mich sofort verstehen, wenn ich Ihnen mittheile, daß es sich um Thirine handelt, für die Sie so edelmüthig gesorgt haben.“

„Thirine?“ rief die Gräfin fast erschrocken, „Thirine?“

„Bitte, hören Sie mich an, Comtesse, ich werde mich kurz fassen. Mein Freund ist der Vater des Mädchens; er hat erst später das Glend und den Tod der unglücklichen Mutter erfahren. Verdammten Sie ihn nicht; er hat die Schuld seiner Jugend schwer gebüßt. Ein großer Schmerz mußte ihn treffen, um sein Herz der Reue zu öffnen. Er hat gleich mir seine junge Gattin verloren und steht allein und trostlos in der Welt. Da erst ist ihm der Gedanke gekommen, an dem Kinde gut zu machen, was er an der Mutter verbrochen. Die Spur seiner Tochter war leicht aufzufinden, denn daß sie in's Findelhaus gebracht war, wußten wir. Von der Oberin erfuhren wir darauf das Weitere: Ihre hochherzige Vermittlung Frau Gräfin und Ihr Versprechen, sich des armen Kindes anzunehmen. Thirine steht jetzt im achtzehnten Jahre und mein Freund wünscht ihre Zukunft zu sichern. Unter den Papieren die man Ihnen überliefert hat, ist auch ein Brief von ihm, der sich näher darüber ausspricht.“

„Ich kenne ihn,“ erwiderte die Gräfin und trat an einen Sekretair, in welchem sie ein verborgenes Fach öffnete und jenes Paket hervorholte, das ihr damals die Oberin bei Uebergabe des Kindes eingehändigt hatte. „Aber in diesem Briefe verpflichtet sich der Vater nur zu einer späteren Unterstützung, wenn die Personen, die sich seiner Tochter angenommen, eine solche reclamiren würden. Dies ist im vorliegenden Falle nicht nöthig, Herr Marquis, Thirine ist zufrieden und glücklich und auch ihre weitere Zukunft werde ich nicht vergessen.“ Diese letzten Worte sprach die Gräfin mit etwas strenger Stimme, denn sie dachte lebhaft an das traurige Ende der armen, verführten Mutter.

Es entstand eine peinliche Pause, während welcher die Gräfin noch den Brief in der Hand hielt. Sie blickte noch einmal hinein und sagte dann: „der Vater hat sich nur mit seinem Vornamen Gaston unterzeichnet und die Adresse seines Notars hinzugefügt, an den man sich zu wenden hätte, um weitere Schritte zu thun. Sie begreifen, daß ich dies Alles unberücksichtigt gelassen habe.“ Nach einer neuen Pause, bemerkte sie wie zufällig: „auch Ihr Vorname ist Gaston, Herr Marquis, wie ich auf Ihrer Karte lese.“ Dabei ließ sie ihren durchdringenden Blick auf dem räthselhaften Gaste ruhen.

Der Marquis antwortete nicht, sondern wandte sich ab und hielt sein Taschentuch vor die Augen.

„Ich will das Geheimniß nicht weiter ergründen,“ begann die Gräfin von Neuem, „aber ich glaube ein Recht zu haben, über die Zukunft des Mädchens zu entscheiden. Sagen Sie Ihrem Gaston, Herr Marquis, (sie betonte den Namen in auffallender Weise) daß ich dies Recht an dem Sterbebette der Mutter erworben habe. Ich tröstete die Unglückliche in ihrer letzten Stunde und entzog sie dadurch der wilden Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigt hatte. Sie starb mit Gott versöhnt, sie verzieh ihrem Verführer und betete für ihn und für ihr Kind . . .“

Der Marquis war hastig aufgestanden und an's Fenster getreten; er konnte sich nicht länger beherrschen, sondern weinte und schluchzte laut.

Nach einigen Minuten trat er gefaßter zur Gräfin und ergriff ihre Hand: „Sie sind eine edle Frau,“ sagte er, „und das Schicksal des Mädchens kann in keinen besseren Händen sein. Bestimmen Sie dasselbe, wie Sie es für gut halten.“

„Ich habe der Mutter versprochen, Thirine nie von mir zu geben und sie namentlich nie nach Paris zu lassen. Sie ist einfach und anspruchslos erzogen, auch hat ein rechtschaffener junger Mann bereits um sie angehalten, dessen Eltern nur ihre Einwilligung verweigern, weil sie eine glänzendere Partie für ihren Sohn in Aussicht haben.“

„Aber Thirine ist von heute an nicht mehr mittellos,“ sagte der Marquis und zog aus seinem Portefeuille ein voluminöses Couvert hervor, das er der Gräfin überreichte; es ist eine Rentenscheine von 4000 Franken, es mag ihre Aussteuer sein, wenn wirklich der junge Mann, von dem Sie sprachen, es ernstlich meint, und wenn Thirine selbst ihre Zustimmung gibt.“

„Die hat sie im Stillen längst gegeben,“ erwiderte die Gräfin lächelnd, „sie wagt nur nicht, an ein solches Glück zu glauben.“ Bei diesen Worten war sie aufgestanden und hatte das Nebenzimmer geöffnet: Thirine erschien auf der Schwelle. Sie blieb verwundert stehen, als sie den Marquis erblickte, der sich aufrichtete, ihr entgegen ging und ihre Hand ergriff. Nun trat sie vollends schon zurück, aber die Gräfin sagte in gütigem Tone: „Komme nur herein, Thirine, und fürchte dich nicht, der Herr kommt aus Paris und bringt dir Grüße von deinem Vater.“

„Von meinem Vater?“ wiederholte das Mädchen erstaunt und trat näher und ließ auch dem Marquis sorglos ihre Hand; „von meinem Vater? Ich glaubte, mein Vater wäre todt wie meine Mutter?“ Dabei warf sie einen fragenden Blick auf die Gräfin.

„Kind,“ antwortete diese, „ich habe dir oft von deiner seligen Mutter erzählt; auch deinen Vater hielt man für todt, weil er fortgereist war über's Meer und seit Jahren keine Nachricht von sich gegeben hatte; jetzt ist er plötzlich zurückgekehrt.“

„Und warum ist er nicht selbst gekommen?“ fragte Thirine, und ihre schönen, reinen Augen richteten sich abwechselnd auf die Gräfin und auf den Marquis. Da hielt sich dieser nicht länger, denn die Stimme der Natur sprach zu laut, er zog das Mädchen — seine Tochter! — an sein Herz und bedeckte ihre Stirn und ihre Wangen mit Küssen und Thränen. Sie litt es still, denn auch sie vernahm wohl in ihrem Innern den Klang derselben Stimme, unbewußt aber unwiderstehlich.

„Du wirst ihn später sehen,“ sagte die Gräfin gerührt,

„Dieser Herr bringt dir heute seine Grüße und ein reiches Geschenk von ihm.“

„Aber ich darf doch bei Ihnen bleiben?“ fragte das Mädchen und schmiegte sich, was sie sonst nie gewagt hätte, dicht an ihre Herrin.

„Gewiß,“ entgegnete diese, „wenn nicht anders Yvon dich eines Tages mir entführt.“ Dann begleitete sie das Mädchen in das Nebenzimmer zurück.

Der Marquis stand wieder am Fenster und weinte: „O,“ rief er, „ich habe mein Glück verscherzt und wage nicht einmal, mich offen als Vater meines Kindes zu bekennen!“

„Der Anfang ist gemacht, Herr Marquis,“ sagte die Gräfin in mildem Tone, „lassen wir die Zeit wirken, sie heilt ja alle Wunden.“

... Eine Stunde später fuhr der Reisewagen wieder durch die lange Schloßallee zum Sitterthore hinaus, langsam, wie wenn es ihm schwer wärte, sich zu entfernen; und noch an demselben Abend ließ die Gräfin den Pfarrer um einen Besuch bitten.

IX.

Der Pächter war seit einigen Tagen sehr unruhig und augenscheinlich zerstreut, denn es gingen ihm allerlei Gedanken im Kopf herum. Auch war er auf einmal unzufrieden, daß Yvon so lange in Paris blieb, wo er im Grunde nichts verloren hatte, wie er sagte, wobei er nicht bedachte, daß er damals bei der Abreise dem Onkel eingeschärft, den Sohn erst dann zurückzubringen, wenn er anderen Sinnes geworden sei. „Ich fürchte, wir bleiben alsdann sehr lange,“ hatte der Onkel gesagt; „gleichviel,“ war die Antwort gewesen, „wenn er sich nur endlich die Thérine aus dem Kopf schlägt.“

Nun war aber der Pächter selbst plötzlich anderen Sinnes geworden und er selbst konnte sich das Mädchen nicht aus dem Kopfe schlagen; denn der Pfarrer hatte ihm kürzlich einen Besuch gemacht und ihm ganz absonderliche Dinge erzählt. Auch durch die alte Helene, der natürlich Thérine alles vertraut hatte, war mancherlei bekannt geworden und das Geheimniß ging unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Mund zu Mund. Man sprach von einem fremden Herrn, der auf einmal im Schlosse erschienen sei und von Papieren, die er Thérine geschenkt habe, wodurch sie nun reich geworden sei, wie Jemand, der das große Loos gewonnen. Auch Freier meldeten sich bereits, aber im Stillen und von fern, denn die meisten wußten, daß Yvon der eigentliche Prätendent war. All dies kam dem Pächter zu Ohren und beschäftigte ihn, wie gesagt, sehr.

„Wenn ich nur den einfältigen Brief nicht geschrieben hätte,“ sagte er zu seiner Frau, „aber wer konnte auch so etwas ahnen!“

Zwei Worte über diesen Brief, den wir dem Leser nicht vorenthalten dürfen.

Der Pächter hatte sich einen kleinen Kunstgriff ausgedacht, um den Sohn für seine Pläne günstiger zu stimmen, denn die reiche Françoise wollte ihm nicht aus dem Sinn und er hoffte noch immer, sie dereinst seine Schwiegertochter zu nennen. Er hatte deshalb an Yvon geschrieben, daß er ihm endlich eine Mittheilung machen müsse, die er bis dahin stets zurückgehalten.

Sein Vermögen sei nämlich keineswegs so bedeutend, wie man allgemein glaube; in den letzten Jahren habe er sogar mehrere beträchtliche Verluste gehabt, die er nur vor Jedem zu verheimlichen gewußt, deshalb wünsche er auch für seine eigene Finanzen die Verbindung der Françoise mit Yvon, dem es als einem guten Sohne doch gewiß nicht gleichgültig sein könne, die Eltern, die so viel für ihn gethan hätten, auf ihre alten Tage in beschränkten Verhältnissen, oder wohl gar in Noth zu wissen.

Der Pächter hatte ganz richtig calculirt: was bei dem Sohne der väterliche Befehl, der nur eine Caprice zu sein schien, nicht vermochte, das erreichte die Bitte, vorzüglich wenn sie so ernsthaft motivirt und so direct an sein kindliches Gefühl gerichtet war. Yvon, wenn er sich auch noch nicht entschließen konnte, die Müllerstochter zu heirathen, sah doch mehr und mehr ein, daß er an eine Verbindung mit Thérine nicht denken durfte und kam deshalb traurig und niedergeschlagen wieder bei den Seinigen an. Von dem überraschenden Wechsel der Lage wußte er nichts.

„Da bring' ich den Sünder zurück,“ sagte der Onkel, der ebenfalls von nichts wußte, „er ist unverbesserlich, denn selbst ein schönes, reiches Pariser Fräulein, das ich ihm ausgesucht hatte, will er nicht, und er hat solches Heimweh bekommen, daß er nicht länger in Paris geblieben wäre, auch wenn ihn der Kaiser zu Tische gebeten hätte.“

Die Mutter küßte ihren Liebling, der sich vergebens bemühte, ein heiteres Gesicht zu machen. Sie hätte ihm gern schnell ein paar Worte über das große Ereigniß im Schlosse zugestüstert, aber sie wagte es nicht in Gegenwart des Vaters.

„Die ganze Reise nach Paris war eine verkehrte Geschichte,“ sagte der Pächter, nachdem er seinen Sohn umarmt hatte, „Yvon hätte besser gethan, ruhig bei uns zu bleiben, so wären wir vielleicht jetzt schon im Meinen.“

„Ich verstehe dich nicht, Schwager,“ entgegnete der Onkel erstaunt, „du warst ja gerade der Erste, der auf den Gedanken kam, mir den Burschen mitzugeben.“

„Das wohl,“ antwortete der Pächter nicht ohne Verlegenheit, denn er war eben kein Diplomat und wußte nicht recht, wie er es anfangen sollte, seine plötzliche Sinnesänderung zu bemänteln, „das wohl, aber es können manchmal im Leben unvorhergesehene Fälle eintreten, wo es besser ist, wenn die Kinder zu Hause bleiben.“

„Jacob! Jacob!“ rief der Onkel, „was redest du da für Zeug? Todtschlagen lasse ich mich, wenn ich eine Silbe davon verstehe.“

„Ich verstehe es vielleicht besser,“ sagte Yvon mit bewegter Stimme, denn er dachte an den Brief; „o Vater, es wird mir schwer, auf mein ganzes Lebensglück zu verzichten, aber wenn es wahr ist, was du mir geschrieben hast, . . . ehe ich euch in Noth sehe, so hoffe ich, wird mir Gott schon die Kraft geben“ . . . er konnte vor Schluchzen nicht vollenden.

Dies brachte den Pächter vollends aus dem Concept, doch nun hielt sich auch die Mutter nicht länger, und in der stolzen Freude über das gute, vortreffliche Herz ihres Sohnes, das sich hier so schön bewährte, rief sie aus: „So ist es ja nicht, Yvon, der Vater hat dich nur prüfen wollen; du weißt nur nicht, was hier während deiner Abwesenheit passiert ist; die

Thürine ist auf einmal ein reiches Mädchen geworden; ein Graf oder Marquis ist aus Paris gekommen und hat ihr ein Vermögen gebracht, so viel, daß sie ein Landgut kaufen kann, und der Herr Pfarrer hat uns schon gesagt, daß die Frau Gräfin gern eure Heirath will und wir wollen es auch gern, dein Vater und ich. Sprich Alter, ist es nicht so?"

"Frau," antwortete der Pächter, "du hast mir einen Stein vom Herzen genommen, ich hätte dich nur gleich sollen reden lassen; ja Yvon es ist so, wie die Mutter sagt, und ich gebe euch meinen Segen, du bist ein guter Sohn."

"Wird hier Komödie gespielt?" rief der Onkel, "oder habt ihr alle den Verstand verloren? todtzuschlagen lasse ich mich" . . . er wollte seinen obige Phrase wiederholen. Aber der Pächter ging auf ihn zu, ergriff seinen Arm und zog ihn an das Fenster, um ihm die ganze seltsame Geschichte zu erzählen.

Yvon stand unterdessen mitten im Zimmer, wie Einer, der aus einem schweren Traum erwacht; dieser plötzliche Uebergang von der Trauer zur Freude überwältigte ihn dergestalt, daß er seiner Mutter weinend um den Hals fiel und kein Wort hervorbringen konnte. Sie streichelte ihn liebevoll und wuschte ihm mit ihrem Tuche die Thränen von den Wangen. Endlich sagte er leise: "Ist es wirklich wahr, Mutter, wirklich wahr? ich kann es nicht glauben."

Die beiden Männer waren zu ihnen getreten und der Onkel rief mit vergnügter Stimme: "Glaube es nur, Yvon, denn es ist wahr, und wir wollen noch diesen Abend auf's Schloß gehen und Thürine selbst fragen, das wird am besten sein."

Der Sohn lächelte durch seine Thränen, doch plötzlich wurde er ernsthaft und sagte: "Aber wird die Thürine jetzt wollen, wo sie so reich geworden ist und wo sie weiß, daß der Vater früher" . . .

"Albernheiten!" unterbrach ihn der Onkel, "die Mädchen wollen immer, wenn sie verliebt sind; ich wette darauf, daß sie schon weiß, daß du zurück bist und daß sie dich erwartet."

"Yvon, Yvon!" sagte der Pächter, als er sah, daß sein Sohn noch immer zögerte, "ich muß dich wohl noch bitten, um sie anzuhalten."

"Thu' das nicht, Schwager," rief der Onkel, "oder wir lachen dich aus. Weißt du nicht, daß du damals sagtest, als du ihn die Predigt hieltest, daß du" . . . Doch der Pächter legte ihm die Hand auf den Mund und ließ ihn nicht ausreden. Yvon umarmte noch einmal seine Eltern und folgte dann, wenn auch nicht ohne Widerstreben, dem Onkel, der ihn mit sich fortzog.

Sie schlugen einen Seitenweg links vom Schlosse ein um auf die kleine Anhöhe zu gelangen, wo die Kapelle lag; "ich habe so eine Ahnung, sagte der Onkel, "daß wir die Prinzessin da oben finden werden, es ist kurz vor dem Angelusläuten und für den morgenden Sonntag hat sie ohnehin allerlei in der Kapelle zu thun."

Und so war es auch. Kaum waren die Beiden oben angelangt, als sie von der Gartenseite das Mädchen heraufkommen sahen, mit einem großen Blumenstrauß in der Hand, den sie, wie gewöhnlich, für die Altarvasen gepflückt hatte.

"Yvon!" rief sie erschrocken, als sie den Geliebten erblickte, den sie noch in Paris glaubte und hätte beinahe den Strauß

fallen lassen; "Thürine!" rief er entzückt, und eilte ihr entgegen, aber sie schienen sich gegenseitig zu besinnen und wagten nicht, sich zu umarmen.

"Umarmt euch nur, Kinder," sagte der Onkel, "und habt euch nur lieb; das Leid ist jetzt vorbei und morgen bestelle ich das Aufgebot."

"Thürine," begann der Jüngling schwächern, "meine Eltern haben mir erzählt, was dir für ein Glück während meiner Abwesenheit zu Theil geworden; jetzt bist du ein reiches Mädchen, das gewiß einen besseren Freier finden wird als mich; ach ich weiß ja kaum, ob ich dich noch mit du anreden darf."

"Yvon, wie kannst du so reden!" entgegnete Thürine und ihre Wangen überflog ein lebhaftes Roth; (wie sie so da stand, war sie wirklich schön zu nennen, in jungfräulichem Liebreiz, der ihre Gestalt wie eine Glorie umgab) "sieh mich doch nur an; ich trage ja noch dieselben Kleider und bin noch dieselbe, wie an jenem Abend, wo wir von einander Abschied nahmen. Wenn ich aber reich bin," fuhr sie mit erhöhter Stimme fort und ihre Augen leuchteten mit dem Ausdruck der innigsten, treuesten Liebe, "so bin ich froh, daß ich es dir vergelten kann, denn du hast mir dein Herz geschenkt, als ich arm war, und ich habe immer nur dich geliebt, nur dich allein in der ganzen Welt!"

"Das heiß ich hübsch gesprochen!" rief der Onkel und schob den Neffen mit einem gelinden Puff vorwärts, indem er ihm zuraunte: "Gib ihr doch einen herzhaften Kuß; der Tausend, ich sollt' es nur sein!" . . . aber in demselben Moment zog er ehrerbietig seinen Hut ab, denn die Gräfin, die sich, in Begleitung des Pfarrers, ebenfalls zum Abendgebet begeben wollte, war unbemerkt herangekommen und stand beinahe dicht hinter dem Paare.

Jetzt änderte sich die Scene, aber nur, um einen schönen, erhebenden Schluß zu erhalten.

"Ihr braucht euch nicht zu schämen, Kinder," sagte die Gräfin freundlich zu Yvon und zu Thürine, die beide bestürzt zurücktraten und vor Verlegenheit nicht aufzublicken wagten; "wir wissen längst um eure Liebe, und das Schicksal meint es gut mit euch, denn es vereinigt euch, um euch glücklich zu machen."

Sie waren unterdessen sämmtlich bis zur nahen Kapelle gegangen, deren Thüren offen standen, weil sich bereits nach der Sitte des Hauses die Dienerschaft und das übrige Gesinde dort versammelt hatte. Die Strahlen der untergehenden Sonne fielen durch die bunten Scheiben des kleinen Gotteshauses und warfen rothe Funken auf die Goldverzierungen des Altars, und die pansbadigen Engel zu beiden Seiten des Tabernakels schienen fast zu lächeln, so glänzten sie.

Der Pfarrer zog den Bräutigam und die Braut, denn das waren sie nun, bis dicht vor den Eingang, deutete mit der Rechten auf das schimmernde Crucifix und sagte dann mit feierlichem Ernst: "Yvon und Thürine, gelobt hier, euch immer so zu lieben wie heute und euch treu zu bleiben für das ganze Leben in Freud' und Leid, so wird der Allmächtige euern Bund segnen." Dann machte er über sie das Zeichen des heiligen Kreuzes.

In demselben Augenblicke ertönte das Gebetläuten, . . . die frommen Klänge wehten hinaus durch die stille Luft, über die blühende Landschaft und über das dämmernde Meer.

* * *

Es war wieder zahlreiche Gesellschaft auf dem gräßlichen Schlosse und eine noch glänzendere, als diejenige, welche wir zu Anfang unserer Erzählung schilderten. Diesmal war der Bischof selbst gekommen und der Präsekt desgleichen, denn wenn es damals das Fest der Kranzfeier galt, so galt es jetzt das noch bedeutendere der Glockenweihe und die des vollendeten Thurmes.

Und noch ein drittes Fest kam hinzu, das für die Dorfbewohner eigentlich das bedeutendste war: die Hochzeit Yvon's mit Thirine, deren Trauung zugleich die erste in der neuen Kirche sein sollte. Ueberdies war es ein Sonntag, man kann sich also leicht vorstellen, welche eine Menschenmenge von allen Seiten zusammengeströmt war.

Während des Hochamts, das der Bischof celebrierte, war die Zahl der Andächtigen (und als wahrheitsgerener Bericht-erstatte müssen wir hinzusetzen: der Neugierigen) so groß, daß Viele draußen auf dem freien Plage vor der Kirche bleiben mußten, wo die bekränzten Glocken auf starken Gerüsten ruhten und auf den Segensspruch warteten, um alsdann die Reise in das Lustreich anzutreten.

Aber die Hauptperson war doch trotz Bischof und Präsekt, trotz Glocken und allem Uebrigen, die Braut, die mit dem Bräutigam dicht vor dem Altar stand und das vorgeschriebene Ja vor Klörung kaum aussprechen konnte. Dem guten Yvon ging es nicht besser; der Onkel dagegen, der ihm als Trauzunge diente und seine alte Wachtmeisteruniform mit dem Ehrenlegionskreuze angezogen hatte, machte ein so übervergüligtes Gesicht, daß sich dasselbe kaum mit der Heiligkeit des Ortes vertragen wollte. Der Bischof vollzog in Person die Trauung, eine Ehre, die allerdings auf Rechnung der gräßlichen Familie zu schreiben war; aber der hochwürdigste Herr hielt eine so innige Aneide an das junge Paar, sprach ihnen so einfach und herzlich von ihren Pflichten und von ihrer Dankbarkeit gegen die Vorsehung, daß nicht wenig Augen naß wurden.

Als die Feierlichkeit beendet war (die Ceremonie der Glockenweihe sollte nachmittags während der Vesper stattfinden) drängte sich Alles an den Ausgang, um das Paar noch einmal zu sehen, und als sie vorübergingen, dicht hinter dem Bischof und dem Präsekten und von der gräßlichen Familie und den zahlreichen Schloßgästen gefolgt, zu denen auch der Pächter mit seiner Frau gehörte, ließ sich mehr als eine Stimme vernehmen: „O die schöne Braut!“ Sie trug ein schlichtes weißes Kleid mit einem blauen Gürtel, und um den Hals, ebenfalls an einem blauen Bande, ein goldenes Kreuz, das ihr die Gräfin am Morgen geschenkt hatte; aber der schönste Schmuck war der Kranz von Orangenblüthen (der Brautkranz nach französischer Sitte), der in dem dunkeln Haar, dessen breite Flechten ihr weit über den Nacken hinabsielen, wie eine Krone leuchtete und den ihr die jungen Damen im Schlosse selbst geflochten und aufgesetzt hatten. Yvon trug die bretonische Tracht, aber die vornehme schwarze von feinem Tuch, die weite Kniehose mit den Zwickelstrümpfen und den bligenden Schnallenschuhen, die offene Weste mit der doppelten silbernen Knopfreihe und die dolmanartige Jacke, und alle Nähte des Anzugs mit buntpfarbigen Stickereien geschmückt, als ob er unter einem Regenbogen hindurchgegangen wäre, wie sich der Onkel ausdrückte.

Bei Tafel erhielten die Neuvermählten den Ehrenplatz: Yvon mit seinem Vater neben der Gräfin, Thirine mit der Pächterin neben dem Grafen, und obenan, vor dem silbernen, und blumengefüllten Kuffag, der Bischof, der Präsekt und der Pfarrer und dann in langen Reihen die übrigen Herren und Damen.

Ich setzte mich mehr nach unten zu dem Onkel, der ein niedliches Fräulein zu Tische geführt hatte, recht und schlecht, wie jeder andere Edelmann, und der nun seiner Nachbarin allerlei erzählte, von seinen Reisen, vom italienischen Feldzug und auch von Paris, welches sie noch nicht kannte. Das Fräulein lachte unaufhörlich und schien sich vortrefflich zu amüsiren. Mir trank er alle fünf Minuten zu und flüsterte mir in's Ohr: „Welch ein nobles Haus, Welch ein Reichthum und welche Keuschheit! Den Château-Lafitte empfehle ich Ihnen, der Kaiser kann keinen besseren trinken. Aber sehen Sie nur die Brautleute an, sie sind stumm und verlegen und essen und trinken nicht; ist denn wirklich der Ehestand eine so traurige Sache?“ Diese letzten Worte waren mehr an seine Dame gerichtet, mit der er herzlich auf ihre eigene dereinstige fröhliche Hochzeit anstieß.

Nun knallten die Champagnerflaschen, und mehr als ein Kelchglas wurde in der Hast zu voll geschentt, daß es überschäumte; die Diener, in großer Livree, mit rothen Plüschhosen und breitköpfigen Fracks mit Silberlizen, hatten jeder einen Blumenstrauß vor der Brust, und mancher von ihnen mochte wohl beim Auf- und Abtragen der Speisen ein heimliches Schläckchen gewagt haben, denn sie scherzten und lachten unter einander, aber sie hatten auch viel zu thun und es war sehr warm. In der ehrlichen, natürlichen Bretagne ist dergleichen schon erlaubt und man trinkt an solchen Tagen gern ein Auge zu.

Unten auf dem Rasenplage vor dem Schlosse stand ebenfalls eine lange Tafel von wenigstens hundert Gedecken und die Bänke zu beiden Seiten waren dicht besetzt, denn nach bretonischer Sitte ist zu einer Hochzeit immer alle Welt geladen. Auch der Dudelsack ließ sich bereits vernehmen und Bassgeigen und Flöten: ein ganzes Orchester.

Später, nach aufgehobener Tafel, begab sich die Schloßgesellschaft hinab und die schmucken Burschen des Dorfes näherten sich dreist den eleganten Fräulein und baten sie um einen Tanz auf den Abend, was diese auch vergüligt zusagten.

Der alte Vertram mit dem Stelzfuß hatte sich ebenfalls eingefunden; er hielt ein Glas Cider in der Hand und wackelte stärker als gewöhnlich. „Hab' ich es nicht prophezeit“, rief er, „hab' ich es nicht prophezeit, daß sie ein Paar würden?“

Thirine stand mitten unter ihnen und wurde namentlich von den Frauen und Mädchen umringt, die sie mit Fragen und Complimenten bestürmten. Das schöne Kind antwortete mit verschämtem Lächeln, aber sie freute sich doch sehr über die allgemeine Theilnahme und Liebe.

Da endlich glückte es mir, sie zu erwischen. „Madame Yvon,“ sagte ich scherzend und bot ihr den Arm, „ich bin Ihnen noch meinen Glückwunsch schuldig.“

„Den nehme ich aber nur an,“ entgegnete sie, „wenn Sie mich wie sonst Thirine und du nennen, oder ich würde glauben, Sie wollten sich über mich lustig machen.“

„Das nicht, das nicht!“ rief ich, „aber um so besser; also

Thürine und du.“ Und ich führte sie unter die große Linde, von wo man die herrliche Aussicht auf das Meer hat.

„Erinnerst du dich noch, Thürine,“ sagte ich ihr dann, „wie ich dich damals bei der Kranzfeier so allein und traurig im Park fand und dich tröstete und dir versicherte, es würde noch Alles gut werden? Jetzt ist sogar Alles viel schöner geworden, als wir gedacht, und nun kann ich auch deine Geschichte der Welt erzählen, schon weil sie einen so hübschen Schluß bekommen hat. Aber die zwei Goldstücke für den Marienaltar brauche ich dir wohl nicht mehr zu geben, wie ich dir damals versprach, denn du bist ja jetzt viel reicher als ich.“

„Ach, lassen Sie doch den Reichthum! aber ich habe schon meinen Mann („Yvon“ sagte sie schnell, als wollte sie sich verbessern und ich lachte) gebeten, eine schöne Madonnenstatue zu kaufen, um sie der Kirche zu schenken, so schön wie sie nur zu finden ist. Das dürfen Sie in Ihrem Buche nicht vergessen.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte ich, „und ich werde sogar hinzufügen, daß ich dich an deinem Hochzeitstage umarmt und dir versichert habe, du seiest die schönste Braut, die ich je gesehen.“ Und bei diesen Worten küßte ich sie herzlich.

Der Kuß war übrigens nicht gefährlich, lieber Leser, denn der Herr Gemahl, der seiner Gattin nachgegangen war, stand neben uns und ich umarmte ihn gleichfalls. —

Lebt wohl, ihr guten Menschen und lebt so glücklich, wie ihr es verdient. Ich muß zurück in das lärmende und freilich glänzende, aber so kalte Paris, das dem Gemüth so wenig bietet und das ich gern mit eurem reinen Himmel vertauschte, wenn ich nur könnte. Dieser Himmel spiegelt sich wieder in euren frommen, treuen Herzen; und wenn ich abends nach Westen schaue, so sollen die leuchtenden Wolken, die über eurer Heimath stehen, mir euer freundliches Bild vor die Seele führen.

. . . . Du meine Rose! du mein Stern!

M. - m. m. d.
(18 22 50)

